This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

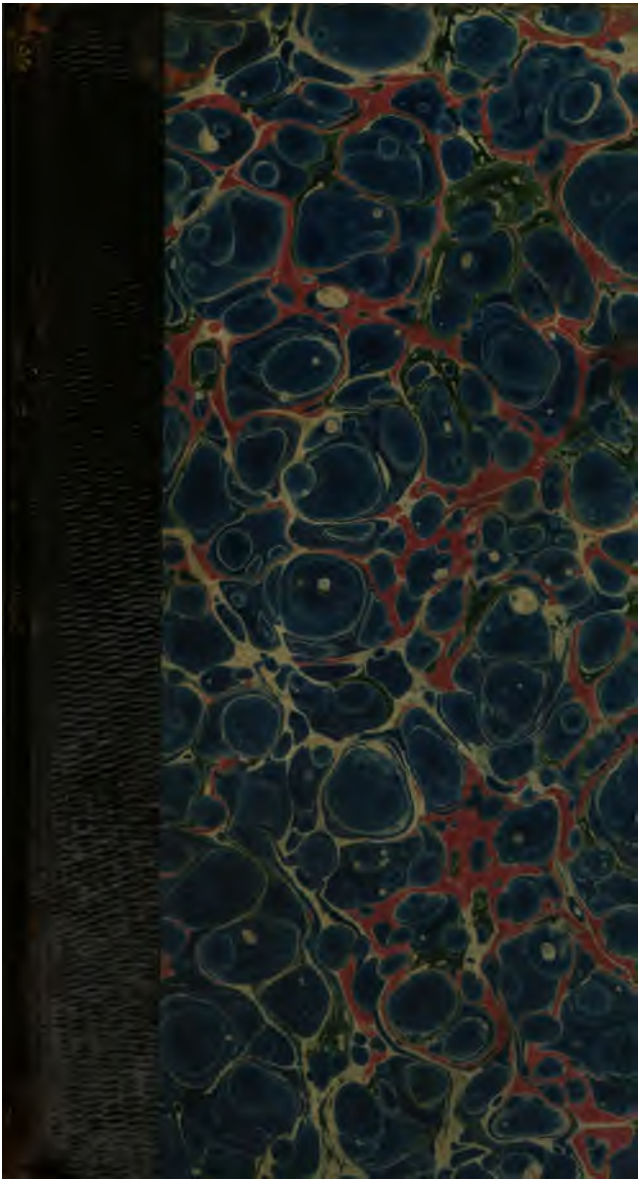
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

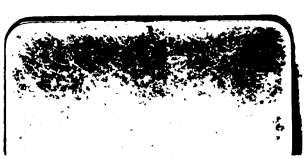
Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



FIEDLER COLLECTION

Fiedl. ADDS. III A. 157



August's von Kotzebue

ausgewählte

prosaische Schriften.

Enthaltend:

Die Romane, Erzählungen, Anekdoten und Miszellen.

Dreißigster Band.

Wien, 1843.

Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.

TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
11 NOV 1970
OF OXFORD
LIBRARY

Elio's Blumenkörbchen.

Von

August von Kotzebue.

Erster Theil.

Wien, 1843.

Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.

Vorbericht.

Gewöhnlich denket man ſich die Muſe der Geſchichte — die Erſte der Muſen — allzuernſt; immer mit der Tuba in der rechten und einem Quartanten in der linken Hand. Aber Clio war ja auch die Erfinderin der Guitarre, und, was noch mehr iſt, ſie war verliebt. Denn als ſie einſt der Venus, wegen ihres etwas anſtößigen Umganges mit dem Adonis, Vorwürfe machte, beſtrafte die gereizte Göttin ſie durch Erweckung ſüßer Gefühle, und Clio vergaß ſich ſo ſehr, daß ſie Mutter wurde. Nach ſolchen kleinen Abenteuern in ihrem ernſten Leben darf man es ſchon wagen,

ihr ein Blumenkörbchen an den Arm zu hängen.

Der Käufer findet hier einzelne Züge aus der Geschichte — oder Skizzen — oder interessante Bruchstücke aus größern Werken, aus vergessenen Schriften; lauter Dinge, von welchen es mir geschienen, daß sie eine gewisse Klasse von vernünftigen Lesern (zu der ich freilich die bloßen Romanen-Leser nicht zähle) wohl angenehm unterhalten könnten.

Schwarzen, den 30. Mai 1810.

Kotzebue.

Clio's

Blumenkörbchen.

Reiſe des Grafen Johann Potozky nach Aſtrachan und in die umliegenden Gegenden im Jahre 1797.

(Aus der franzöſiſchen Handſchrift auszugsweiſe überſetzt. *)

Am 15. Mai. Die vergoldeten Thürme von Moskau verlieren ſich in blauer Ferne. Ade! du verwirrtes Europa! ich will ruhen im ſtillen, friedlichen Aſien. — Heute ahme ich die Morgenländer nach, welche die erſte Tagreiſe einer Karawane ſo kurz als möglich beſtimmen. — Was ich dem Leſer verſpreche? nichts weiter, als daß ich die Augen nicht verſchließen will. Was ſich denn ſo gelegentlich auf meiner Netzhaut abbildet, das will ich erzählen, auch wohl bisweilen mit Bemerkungen verbrämen, von denen ich mir

*) Ich ſchmeichle mir, dem Publikum mit dieſen Auszügen ein ſehr angenehmes Geſchenk zu machen. Der Herr Graf Potozky iſt bereits durch ſein Werk über Egypten u. a. m. rühmlichſt bekannt; er iſt ein eben ſo gelehrter als liebenswürdiger Mann, ein eben ſo ſcharfſinniger Denker als warm fühlender Menſch.

Die Handſchrift dieſer Reiſe habe ich der Güte des Herrn Probſt Heideke in Moskau zu verdanken, welcher dieſelbe auch bereits vortrefflich überſetzt hatte, ſo daß mir nichts weiter übrig blieb, als diejenigen Abkürzungen zu machen, die für die Leſer dieſer kleinen Sammlung mir nothwendig ſchienen.

einbilde, daß ſie ſelbſt dem Kenner nicht unwillkommen ſein werden, denn ich habe ſie nicht obenhin gemacht, ſondern zu einer Zeit, wo ich noch glaubte, jede Wahrheit in der Menſchen- und Naturgeſchichte ſei ſo wichtig, daß man ihr gern Ruhe und Vergnügen opfern müſſe.

Am 16. Mai. Ich folge dem Laufe der Moskwa. Die Gegend iſt lachend und ſo bevölkert, daß man ſtets mehrere Dörfer zugleich erblickt. In einem derſelben wurde ein Feſt gefeiert. Welche Pracht unter den Bäuerinnen! Mützen und Schleier mit Gold geſtickt und ſo ſchön gearbeitet, als kämen ſie aus Konſtantinopel. Manche Reiſende haben vom Elend der ruſſiſchen Bauern geſprochen; ich beſchreibe, was ich ſehe, nicht was Andere geſehen haben. Freilich werde auch ich gewahr, daß man der ſchönen Dörfer immer weniger findet, je weiter man von Moskau ſich entfernt, kleinere Häuſer mit Strohdächern und Löcher mit Glas ſtatt der Fenſter. Ich denke auch, das Los der ruſſiſchen Bauern hänge ſehr von ihren Herren ab. Da liegt z. B. ein Dörfchen, es zählt kaum ein Dutzend Häuſer, hat aber nicht weniger als vier Herren. Dabei mögen ſich wohl die Leute nicht zum Beſten befinden.

Am 17. Mai. Von dem letzten Dorfe vor Colomna muß ich loben, daß vor jedem Hauſe ein Wagen mit einer vollen Waſſertonne ſteht, um, bei Feuersgefahr, das Waſſer gleich bei der Hand zu haben.

Colomna zeigt noch Ueberbleibſel ſeines alten Glanzes. — Jenſeits der Occa betrete ich eine andere Statthal-

terſchaft und finde eine andere Natur. Tannen und Birken verſchwinden, und machen ſüdlichern Erzeugniſſen Platz. Auch die Einwohner des Gouvernements Riäſan unterſcheiden ſich in Tracht, Wohnung und Gebräuchen von denen im Moskowiſchen. Die Weiber tragen über ihren Kleidern weiße, rothverbrämte Leibröcke, und auf den Köpfen eine Art von Biſchofsmützen, von welchen Glastroddeln herabhängen. Sie ſehen Prieſterinnen irgend einer alten Gottheit ähnlich. Ueberall treiben ſie ein Spiel, das den italieniſchen Bocetti gleicht, nur bedienen ſie ſich der Eier ſtatt der Kugeln. Das ganze Land iſt wellenförmig und fruchtbar.

Am 18. Mai. Jenſeits Riäſan ſcheinen die Weiber fliegende Drachen auf den Köpfen zu tragen; beſſer kann ich ihren Kopfputz nicht verſinnlichen. Ich wollte meine Wirthin abzeichnen, als ſie aber etwas davon merkte, kroch ſie auf ihren Ofen und in dies Boudoir konnte ich ihr nicht folgen. Im Dorfe ging es mir nicht beſſer. Alle Mädchen und Weiber liefen davon, ſobald ich Miene machte, mich ihnen zu nähern.

Am 19. Riosk iſt eine kleine Stadt, wo ich eine Verſammlung von Edelleuten aus der Nachbarſchaft fand. Es waren manche darunter, von denen man nicht ſagen konnte, wie von Azor: il a l'air noble. Ihre treuherzige Aufnahme machte das vergeſſen.

Am 20. Einen Aufenthalt von mehreren Stunden habe ich benutzt, um meine Reiſe-Bibliothek zu muſtern.

Da fand ich dann zu meinem großen Bedauern, daß ich die Schriftſteller nicht bei mir habe, welche in dieſen Gegenden mir die brauchbarſten geweſen wären, als da ſind Deguignes, Herbelot, Petit, de la Croix, Abulgaſi u. ſ. w. Zum Glück habe ich mir aus Allem einen Auszug, einen cyklographiſchen Atlas entworfen, auf den ich bisweilen mich berufen und deshalb ihn hier beſchreiben werde. Zwei tauſend Jahre vor unſerer Zeitrechnung hebt er an und führt, durch ſieben und dreißig hiſtoriſche Charten, bis auf unſere Zeiten. Jede Charte ſtellt den politiſchen Zuſtand der Welt am Ende jedes Jahrhunderts dar, am Rande ſind die regierenden Fürſten bemerkt. Je zwiſchen zwei Charten iſt eine Erzählung in chronologiſcher Ordnung eingeſchaltet. So hat jeder Welttheil ſeinen Band von ſieben und dreißig Charten. Der von Aſien allein iſt die Frucht einer-fünfjährigen, unermüdeten Arbeit. Dies Werk erwarb mir die Achtung des Abbé Barthelemy, deſſen Umgang meine Erholung war, und der mich jetzt nach Aſien begleitet.

Am 21. Auf dem ganzen Wege von Koſlow bis Tambow ſah ich eine Menge alter Verſchanzungen, ohne Zweifel aus einer Zeit herrührend, wo die Nomaden noch bis hieher ſtreiften. Werke von Erde dauern Ewigkeiten. Der Grund iſt einfach. Wenn ſie unter einem Winkel von fünf und vierzig Graden aufgeworfen ſind, ſo tragen ſie den Keim der Zerſtörung nicht mehr in ſich. Bei Kaffa z. E. findet ſich eine Verſchanzung, die ganz ſicher ſchon Herodot beſchrieben hat, (?) ſprechend: ſie rühre von den

ſcytiſchen Sklaven zu den Zeiten des mediſchen Königs Cyaxares her.

Die Einwohner des Tambom'ſchen Gouvernements ſcheinen mir weniger lebhaft als die moskowiſchen Bauern. Wenn man ſie und ihre Weiber zahlreich zu ſehen wünſcht, ſo muß man kurz vor Sonnenuntergang, wenn die Herden eingetrieben werden, in der Herberge ſein. Ich verſäume das nie. Es iſt der angenehmſte und lebhafteſte Augenblick im Dorfe.

Am 22. Heute ſah ich die erſte Mogila oder Erdhügel. Es ſind die einzigen noch übrigen Denkmähler von ſo vielen Völkern, welche einſt hier wohnten, oder die Gegend durchzogen. — Weiterhin fand ich in der Steppe unzählige kleine Erdhaufen, etwa zwei Fuß hoch, drei Fuß im Durchmeſſer, und wußte anfangs nicht, wem ich die Ehre ihrer Erbauung zuſchreiben ſollte, bis ich, auf vielen derſelben, ein gelbes Thierlein mit einer ſchwarzen Schnauze erblickte, welches, auf den Hinterbeinen ſtehend, ſich in die Höhe reckte und aus allen Kräften pfiff. Meine Leute behaupteten einſtimmig, es wären Affen, und allerdings benahmen ſie ſich wie Affen; aber ich merkte nun wohl, es ſei der Baiback, oder das große Steppen-Murmelthier. Um die einzeln ſtehende Poſt von Panowa herum ſcheinen dieſe Thierchen ihre Hauptſtadt erbaut zu haben, denn weiterhin ſah ich kein einziges mehr.

Nowo Chorneskaja, eine Feſtung, iſt die letzte ruſſiſche Stadt und die Pforte in das Land der doniſchen

Koſacken. Am 23. Geſchrieben auf einer Poſtſtation. Das heißt mit andern Worten: geſchrieben unter freiem Himmel, neben einem Feuer, an welchem die Koſacken ihre Fiſche kochen. Denn was ſie Poſtſtation zu nennen belieben, iſt abſichtlich von ihnen mitten in der Steppe, abwärts von der Straße, angelegt; ihre Dörfer ſieht man nur von Weitem. Sie wenden vor, das geſchehe blos, um ihre Pferde gleich bei der Hand zu haben, die in den Steppen dicht um ſie herum weiden könnten; im Grunde fürchten ſie ſich wohl vor den ruſſiſchen Kouriren und Reiſenden, die, wenn ſie in die Dörfer kommen, aus einem hohen Ton zu ſprechen pflegen.

Am 24. Bei der Ueberfahrt über einige Flüſſe kam ich durch zwei Koſackendörfer. Es war Sonntag, die Einwohner ſpazirten ſämmtlich außer den Dörfern herum, die Männer gut gekleidet, ſingend und ſchon ein wenig benebelt, die Weiber ſehr geputzt. Ihre Tracht iſt ganz morgenländiſch, ihr größter Staat ſind die Hemdermel, bei Wohlhabenden von Seide, bei Aermeren von Leinwand, mit großen rothen Blumen bemalt. Auf dem Turban erheben ſich zwei Hörner von ſeltſamen Geſchmacke. — Ich übernachtete hier, und ziemlich ruhig, denn um die läſtigen Mücken zu vertreiben, brachten die Koſacken einen großen Keſſel voll glühender Kohlen herein, warfen ein Kraut darauf, das einen dichten Rauch und gewürzhaften Geruch verbreitete, ließen es eine Zeit lang brennen, verſtopften dann alle Löcher, die ſie Fenſter nannten, und befreiten

mich ſo, wenigſtens für einen Augenblick, von dieſen beſchwerlichen Gäſten. Solche Räucherungen veranſtalten die Koſacken an jedem Abend, auch im Freien, und ſelbſt ihre Pferde, mit der Wirkung wohl bekannt, ſtellen ſich im Kreiſe um das Feuer, als ob ſie ſich wärmen wollten. — Ich darf das Schauſpiel eines Wettkampfs nicht vergeſſen, welches junge Koſacken vor mir aufführten. Die kunſtreichſte Wendung dieſes Spieles beſteht darin, daß man den Gegner am Gürtel faßt, ſich dann mit aller Kraft zurück auf den Boden wirft, und Jenen dadurch über den Kopf wegſchleudert, daß man meinen ſollte, er breche Arme und Beine. Aber ein Koſack iſt nicht ſo zart. Ich ſah ſie mir nichts dir nichts wieder aufſtehen, als ob ſie blos einen ſogenannten Burzelbaum gemacht hätten. Dieſes Spiel wird noch ſehr merkwürdig dadurch, daß vielleicht die Koſacken ihren Urſprung ihm verdanken. Als nämlich Wladimer Cherſon erobert hatte, ging ſein Sohn Miſtislaw über den Bosphorus auf die Inſel Taman, damals der Hauptort des Königreichs Tmutarakan. Ein Fürſt der Schaſſen und der Kaſogen machte die Eroberung ihm ſtreitig. Man kam überein, durch einen Zweikampf ohne Waffen die Sache zu entſcheiden. (Eine treffliche Auskunft, deren man ſich im Alterthume öfter bediente, die aber leider ganz außer Gebrauch gekommen, obgleich man denken ſollte, jeder Fürſt werde lieber das Blut Eines Unterthans wagen, als das Blut von hundert tauſenden, denn ein Wageſtück iſt doch jede Schlacht ſo gut, wie jeder Kampf.)

Mſtislaw trug den Sieg davon. Nun meine ich, die Schaſſen ſeien die Affen der Reiſenden des dreizehnten Jahrhunderts (man ſehe Ramuſio); ferner meine ich, Neſtors Kaſſogen, welche Nation ſie auch ſein mochten, bewohnten das Kaſſaſchia des Konſtantin Porphyrogenela. Aber die beſiegten Kaſſogen, ohnehin halbe Nomaden, mußten Kaſſaſchia räumen, die Sklaven des Mſtislaw traten an ihre Stelle und nannten ſich Kaſacken; denn ſo, nicht Koſacken, ſprechen ſie das Wort noch jetzt aus.

Am 25. fuhr ich wieder durch ein Koſackendorf. Die Feſttage währten noch, alles prunkte in Sonntagskleidern. Die jungen Mädchen ſpazirten truppweiſe herum, hielten ſich an den Händen und ſangen. Die Männer ſaßen in Gruppen und gaben ſich ernſthafte Mienen. Niemals grüßten ſie mich zuerſt, aber wenn ich es that, ſo ſtanden ſie alle zugleich auf und verbeugten ſich. — Die Ueberfahrt über die Medwedizze hat etwas Wildes. Für Reiſende gibt es Fähren, die Koſacken rudern in Böten hinüber und laſſen ihre Pferde durchſchwimmen. — Weiterhin wimmelte die Steppe von Susliks (Mäuſen) den gefährlichſten Feinden des Ernteſegens in jenen Gegenden.

Am 26. beobachtete ich die Koſacken an einem Werktage, ich ſah aber Niemanden bei der Arbeit. Das edle Nichtsthun ſchien ſehr bei ihnen in Gunſt zu ſtehen. Die Frömmigkeit kann man ihnen nicht abſprechen, wenigſtens nach den vielen ſchönen Kirchen zu ſchließen, die ich überall

antraf. — Ich folgte jetzt von Ferne dem Laufe des Dons, dieſes Königs aller ſcythiſchen Flüſſe, jenes in den griechiſchen Dichtern ſo berühmten Tanais, über den ich ſo oft, mit Strabo, Herodot und Ptolomäus, hin und her gefahren bin. Endlich verließ ich die Ufer des Dons, um jene Erdzunge zu betreten, welche dieſen Fluß von der Wolga ſcheidet. Von jetzt an führte der Weg, dreißig Werſte lang, merklich aufwärts, woraus man ſchließen kann, daß der alte Entwurf, einen Kanal hier anzulegen, Schwierigkeiten finden möchte. Es iſt unbeſchreiblich, wie ſehr dieſe weite, durch ihre hohe Lage der Wuth der Stürme ausgeſetzte Ebene den Stempel der Verwüſtung trägt. Selten zeigt ſich auf dem trockenen Sande ein gelber Grashalm, deſſen ſchmutzige Farbe von dem ſchönen Grün in den Hohlwegen längs der alten Koſacken-Linie widerlich abſticht. Auch trifft man keine Spur von Anbau, nicht einmal in der Gegend der Kutars, welches eine Art von Schweizer Sennhütten ſind.

Unfern Zaritzin ſah ich in der Ferne die Steppenziege, deren Oberlippe ſo lang iſt, daß ſie nur rückwärts ſchreitend graſen kann. — Plötzlich eröffnete ſich mir auf einer Anhöhe die weite Ausſicht auf die Ueberſchwemmungen der Wolga, ein außerordentliches Schauſpiel, zu erhaben für jede Feder. Ich habe den Austritt des Nils geſehen, allein der größte Theil ſeiner Gewäſſer wird von Kanälen ſo verſchlungen, daß man ſogar der Maſchinen bedarf, um die mehrſten Reisfelder zu bewäſſern. Hier liegt ein weiter Ar-

chipel vor meinen Blicken; er hängt durch Wälder zuſammen, die aus dem Schooße der Gewäſſer hervorragen. Fiſche ſpielen um die Bäume, wie in der Sündflut, welche Ovid beſchreibt.

Die kleine Stadt Zaritzin wurde vor drei Jahren faſt ganz ein Raub der Flammen, iſt aber herrlicher aus ihren Trümmern wieder hervorgegangen.

Am 27. Ich fuhr über den Fluß Zaritza, und ſtand nun auf aſiatiſchen Boden; wenigſtens machen die beſten Erdbeſchreiber dieſen kleinen Strom zur Grenze beider Welttheile. Die Kalmucken ſchienen dieſe Meinung unterſtützen zu wollen, denn ſie hatten am jenſeitigen Ufer ihre Zelte aufgeſchlagen und dieſe mit ihren aſiatiſchen Figuren beſetzt. Sie ſehen aus wie gemalte Chineſer, ihre Mützen gleichen Schwämmen. Von ihren Scheiteln hängen lange Haarzöpfe, bei den Männern nur einer hinten, bei den Weibern zwei auf die Bruſt herab.

Nur drei Stunden brauchte ich, um von hier nach Sarepta zu kommen, eine Pflanzſtadt, wo die friedlichen Herrenhuter ihren frommen Kunſtfleiß mitten unter jenen Wilden fortpflanzen, und zugleich einer der bequemſten Orte um die Sitten und Geſchichte der Kalmucken kennen zu lernen. Alle Brüder verſtehen ihre Sprache, mehrere ſchreiben ſie ſogar, denn ſie folgen bisweilen Jahre lang den Horden; ja es macht Manchen Vergnügen, die kalmuckiſchen Bücher umzuſchreiben. Dieſe Bücher enthalten weder die Sprache noch die Schriftzüge von Tibet, ſon-

dern die gebräuchliche Mundart, und ſind mit mungoliſcher Schrift geſchrieben, welche in Europa faſt unbekannt, ſogar der Propaganda geblieben iſt. Eine Probe derſelben findet ſich in Thevenot's Sammlungen (nicht deſſen Reiſen); ein ſehr rar gewordenes Buch, beſonders der dritte Theil.

Die kalmukiſchen Horden nähern ſich gewöhnlich erſt im Spätjahre der Wolga, wenn die Waſſerpfützen der Steppen vertrocknet ſind. Diejenigen, die jetzt um Sarepta ihre Zelte aufgeſchlagen hatten, beſaſſen nicht Vieh genug zu ihrem Unterhalte, und faßten daher den ſchwerſten Entſchluß, den ein Kalmuck jemals faſſen kann, nämlich den zu arbeiten. Die Handarbeit iſt hier ſehr theuer, wie in allen wenig bewohnten Ländern, ſie könnten folglich mit Leichtigkeit wohlhabend werden; das iſt aber nicht leicht für ſie, die nur die bitterſte Noth zur Arbeit ſpornen kann. Ich ſah ihrer viele den ganzen Tag in der Stadt herumſpaziren, oder auch wohl in der Sonne liegen. Andere trieben ſich im Waren-Magazine herum, als ob ſie alles kaufen wollten und könnten.

Mein Hund machte einen gewaltigen Eindruck auf ſie, und ich erfuhr bei dieſer Gelegenheit, daß ſie Ideen von Seelenwanderung an dieſes Thier knüpfen und es darum für eine große Ehre halten, nach ihrem Tode von Hunden gefreſſen zu werden. Sie haben dann auch dafür geſorgt, daß dieſe Ehre ihnen beſtändig widerfährt; denn trotz ihrer Ehrfurcht für die Hunde laſſen ſie ſie brav hun-

gern, weil sie mit ihren Milchspeisen geizen. Nicht einmal die gestorbenen Thiere werfen sie ihnen vor, sondern verzehren sie lieber selber, folglich müssen die armen Hunde wohl Kalmucken-Leichname fressen, und wenn es deren keine gibt, so nähren sie sich kümmerlich von der Jagd der Susliks. Ein Einwohner von Sarepta, der mehrere Jahre mit einer Horde herumgezogen war, beschrieb mir das gräßliche Schauspiel, wenn die Hunde wüthend über einen Leichnam herfallen, ihn zerfleischen und sich um die Stücke beissen.

An der Stelle, wo Strabo von den nomadischen Scythen redet, die sich bei den Sogdiern und Bactriern erhalten haben, sagt er: „In der Hauptstadt der Bactrier hält man Hunde unter einem ganz besondern Namen, der in unserer Sprache so viel als Todtengräber bedeutet. Diese Hunde müssen alle diejenigen fressen, die des Alters Schwäche oder Krankheit befallen hat. Daher sieht man um diese Hauptstadt keine Gräber, wohl aber zwischen den Mauern eine ungeheuere Menge von Knochen. Man sagt, Alexander habe diese Gewohnheit abgeschafft.“

Cicero erzählt dasselbe von den Hirkaniern. »Dort,“ sagt er, „hält das Volk öffentliche Hunde, die Vornehmern haben Haushunde — um von ihnen zerfleischt zu werden, und das gilt ihnen für das herrlichste Begräbniß. (Quaest. Tusc. I. 35.)

Am 28. Mai. Heute sah ich den Abzug einer Karawane von russischen und tatarischen Kaufleuten, die sich in

die Horde begeben, um den Kalmucken Brot, Branntwein und Möbeln zu bringen. Dieſe Möbeln beſtehen aus niedrigen ſchmalen Bänken, hölzernen mit Oelfarbe angeſtrichenen Kaſten und Thüren, die ſo eingerichtet ſind, daß man den Zelten ſie anpaſſen kann.

Dann folgte eine Karawane von mehr als dreißig tatariſchen Wagen, welche Armenier aus Aſtrachan nach Sarepta geführt hatte, und ich hörte hier zum erſten Male das ſchreckliche Knarren der Räder ihrer ſogenannten Arabus, wovon einſt ein ganzer Stamm den Beinamen die Lärmenden erhielt, ſelbſt bei den Griechen. Noch jetzt rühmen ſich die Tataren des Geräuſches, welches ihre Wagen verurſachen, und ſprechen: „nur Feige ſchmieren ihre Räder, brave Leute fürchten ſich nicht, in den Steppen von einem Ende bis zum andern gehört zu werden.“

Ich ſchreibe dies in einer Barke, die auf dem Rücken der Wolga ſchwimmt und mit mir nach Aſtrachan ſchwimmen wird. Mein Schiffspatron war ſehr bereitwillig den Handel abzuſchließen, denn man ſpricht viel von Flußräubern, und vier wohlbewaffnete Reiſende waren ihm folglich ſehr willkommen. Wir liegen am Fuße einer kleinen Kalmucken Uluſſe vor Anker, ich darf mich alſo rühmen, daß ich eine Nacht bei ihnen zugebracht habe. Sie laufen hin und her, balgen ſich, machen eine tolle Muſik auf allerlei Inſtrumenten, ſind mit einem Worte ſehr muthwillig, faſt wie junge Hunde. Ihre Lebhaftigkeit ſticht ſehr ab gegen die tatariſche Unempfindlichkeit.

Am 29. Mai. Mit Tagesanbruch waren wir segelfertig, allein der Herr Patron blieb auf dem Lande zurück, verſprechend, er werde in einer Schaluppe folgen. — Er hielt nicht Wort. Seine Abweſenheit machte die Bootsleute unachtſam und verurſachte uns in der Folge allerlei Unannehmlichkeiten. — Während einer ärgerlichen Windſtille ſahen wir eine Menge Pelikane, deren einige ſehr nahe kamen. Von den Schwänen kann man ſie nur durch ihren gewaltig großen Schnabel unterſcheiden. — Um zwei Uhr trieb uns ein ſtarker Strom gegen eine überſchwemmte mit Bäumen bedeckte Inſel. Alle Anſtrengung, die Barke los zu machen, war eine Zeit lang vergebens, und wir hielten unſern Schiffbruch für gewiß. Glücklicherweiſe berührten wir die größern Bäume nicht, die Kleinern bogen wir oder zerbrachen ſie, indem wir über ſie hinfuhren und ſo entgingen wir endlich der Gefahr, mit Verluſt unſerer Schaluppe, die zwiſchen den Aeſten einer Weide ſitzen blieb.

Bald nachher kamen wir an ein Dorf, wo ich die Ufer mit Figuren beſetzt erblickte, deren Tracht mir ganz neu war. Ich erfuhr, es ſei eine neue Kolonie von Tataren, Tſchuwaſchen und Mordwinen, die man hier verſchmolzen hatte. Meine Bootsleute gingen an's Land, um eine Schaluppe zu miethen, welche die ihrige nachholen ſollte. Ich benutzte die Gelegenheit, Völker zu ſehen, die ich nur dem Namen nach kannte. Die meiſten Einwohner waren Tataren, ſehr nachläſſig gekleidet, die Weiber hingegen ge-

putzt, und weiß und roth geschminket. Die leinenen Kleider der Tschuwaschen sind reichlich mit farbigen Stickereien verbrämt, die besonders Kreuze von allen Formen darstellen, so daß man gewiß die Ordenskreuze aller christlichen Orden darunter finden wird. Die Weiber der Mordwinen, besonders die Mädchen, kleiden sich wild und bizarr. In den Ohren tragen sie große Büschel von Wolle, in die Haare flechten sie Glöckchen, um den Hals binden sie große kupferne Schellen. Sie selber scheinen eben so wild zu sein als ihre Tracht. Kamen wir ihnen nur ein wenig zu nahe, so liefen sie gleich in ihre Häuser. — Zu dieser seltsamen Mischung von Nationen gesellten sich auch noch russische Fischer und Kalmucken, die sich als Viehhirten vermiethen.

Nachdem ich in der Kolonie herumgegangen war, trank ich Thee bei einem Russen, dem Direktor derselben. Wir sprachen von den Räubern auf der Wolga, und er schilderte mir die Gefahr als sehr bedeutend. »Es sind keine Bootsleute oder feige Kerle,« sagte er, »die nur so gelegentlich etwas erwerben und dann heimkehren wollen; es sind wohlbewaffnete Ausreisser, ihr Anführer ein aus Sibirien entsprungener Verbrecher, von dessen schon begangenen Thaten die aufgerissenen Nasenlöcher und die gebrandmarkte Stirn zeugen.« Der Vogt (Uprawitel) fügte hinzu: »diese verwegenen Freubeuter griffen nicht blos die größten Barken an, sondern beunruhigten auch schon die Küsten, wo sie landeten, um zu plündern.«

Indeſſen kamen meine Leute mit der Schaluppe zurück und wir ſetzten unſere Reiſe fort. In der Barke erzählte ich ihnen, was ich vernommen. Sie wurden ängſtlich. Wir muſterten unſere Vertheidigungsmittel. Die ihrigen beſtanden aus einer Batterie von zwei Kanonen, deren eine nicht länger als eine Spanne, die andere um ein paar Zoll länger war. Zum Glück waren meine Musketen mehr werth, als ihr grobes Geſchütz. Ich beſaß einen engliſchen Sturmak mit zwei Läufen und noch ſieben andere Feuerſchlünde, ſämmtlich in gutem Stande. Ich ließ ſie in eine Art von Wachthaus ſtellen, wie alle großen Barken auf der Wolga es haben, theils um den Kompaß darin zu verwahren, hauptſächlich aber, weil es erhöht iſt, und weil der Steuermann die ſehr hohe Stange des Steuerruders nicht würde führen können, wenn er nicht einige Fuß höher ſtünde als das Verdeck.

Während wir mit dieſen Kriegsrüſtungen beſchäftigt waren, traf uns ein neuer Unfall. Wir blieben nämlich auf einer Untiefe ſitzen. Vergebens ſtrengten die Matroſen alle ihre Kräfte an, um die Barke wieder flott zu machen. Die Nacht wurde dunkel und ſtürmiſch; ſie ermüdeten und legten ſich ſo ruhig ſchlafen, als Cäſar einſt unter den ciliciſchen Seeräubern. Am andern Morgen (den 30.) wurde die Schwere der Ladung hie und da anders vertheilt, und nun gelang unſere Befreiung. Kaum waren wir aber flott geworden, als wir mit großer Beſtürzung eine Schaluppe voller Menſchen erblickten, die allerlei verdächtige Bewegungen machte.

Wir griffen zu den Waffen, wir feuerten einigemal, um zu zeigen, daß wir mit Vertheidigungsmitteln wohl versehen, und auch vorbereitet wären. Endlich kamen wir an eine Krümmung des Flusses, wo die Gewalt des Stroms uns gerade auf die Schalupe zuführte. Wir kamen ihr so nahe, daß wir die Leute zählen konnten, es mochten ihrer zehn sein. Schon zweifelten wir nicht mehr, daß es zur Schlacht kommen würde; aber zu unserer großen Freude kehrten sie plötzlich um, und verloren sich in den ausgetretenen Wassern. In unserm Nachtquartier bestätigte man mir alles, was ich von diesen Flibustiers der Wolga schon gehört hatte, mit dem Zusatze, man habe bereits zwei Truppen-Kommando's gegen sie ausgesandt.

Am 1. Juni erfuhren wir aus sicherer Hand, daß wir die Räuber wirklich gesehen hatten. Eine Barke, die uns folgte, war von ihnen geplündert und die Mannschaft sehr mißhandelt worden. Uns hatten sie nicht angegriffen, weil sie, nach ihrer Aussage, zwei Wagen auf dem Verdeck und Bewaffnete daneben gesehen. Unser Schiffspatron, der endlich heute nachkam, hatte sie gleichfalls auf einer Insel erblickt, wo sie kochten, und sich nicht die Mühe gaben, ihm nachzusetzen, vermuthlich weil sein Fischerboot schlechte Beute versprach.

Den 2. Juni fuhren wir ziemlich spät aus, weil unsere Matrosen betrunken waren. Wir steuerten zwischen Inseln auf überschwemmten Ebenen herum. Die Schaluppe machte eine Spazirfahrt, und brachte einen Gefangenen

der Wolga, einen Hafen mit zurück. Wir ſahen auch Pelikane und Waſſer-Raben, die ſich aber entfernt hielten. Eine Waſſerſchlange legte ſich auf unſer Steuer-Ruder, und mehrere Andere ſchwammen um die Barke. Fiſcher-Hütten, an welchen wir gegen Abend vorüberfuhren, und aus welchen ich Mundvorrath zu erhalten hoffte, ſtanden gänzlich unter Waſſer und waren leer.

In der Nacht kamen wir nach Wiellansky Gorodok, einer Art von militäriſcher Pflanzſtadt der Koſacken von Aſtrachan. Wir wollten landen, aber der Strom war zu reißend und unſere Mannſchaft zu ungeſchickt, wir mußten wider unſern Willen weiter fahren. Am 3. des Morgens verſuchten wir daſſelbe bei einem andern Städtchen, waren aber weder glücklicher noch geſchickter als geſtern. Die Matroſen fluchten, das half nichts.

Gegen Abend begegnete uns eine Barke von Aſtrachan, die wegen der Räuber bei uns Erkundigung einzog. Dann gingen wir endlich bei Tenolowa an's Land, aber nicht ohne Fiſchernetze zu beſchädigen, wobei es zu einem lebhaften Umtauſch von Schimpfworten kam. — Am 4. ſah ich zum erſten Male in meinem Leben das Kameel mit zwei Höckern, und fand, daß die Abbildungen, die wir in Europa davon haben, ſchlecht ſind. Die meiſten ſind von den Büffon'ſchen kopirt, die auch nicht viel taugen. Die Höcker ſind ſehr ſpitzig und der hintere ſcheint ein ganz fremdartiger Körper zu ſein, der bald auf eine bald auf die andere Seite hängt. Ich trat bei dieſer Gelegenheit auf einige

Minuten in eine kalmuckiſche Niederlaſſung, und ergetzte mich an ihrer Kindlichkeit, die in der That einnehmend iſt.

Um Tenolowa herum zeigt die Steppe eine bläuliche, oder vielmehr meergrüne Farbe, die von einer gewürzhaften Pflanze herrührt, welche den Dunſtkreis mit Wohlgerüchen ſchwängert. Es ſoll eine Art von Wermuth ſein. Springhaſen gibt es hier genug und ihre Löcher ſind unzählig. Gern hätte ich einen gefangen, um zu ſehen, ob er dem afrikaniſchen gleiche, aber ſie laſſen ſich nur im Frühjahr leicht erhaſchen.

Am 5. hatte ich das Vergnügen mit dem Grafen Valerian Subow, der aus dem perſiſchen Kriege zurückkam, einige Stunden zuzubringen. Ich hörte ihm gern zu, aber mein Herz blutete, denn ich ſah mich gezwungen, vielen Begriffen zu entſagen, die mir lieb geworden waren. Ich verfolgte, ſo gut ich konnte, die Märſche der ruſſiſchen Armee auf einer Charte von dem morgenländiſchen Theile des Kaukaſus, die, während dieſes Feldzugs, mit großer Sorgfalt aufgenommen worden. Nachdem die ruſſiſche Armee über den Koaſar gegangen war, zog ſie in die Staaten des Shemkal, deſſen Hauptſtadt Tarku iſt. Dieſer Shemkal iſt ein, Rußland unterworfener Fürſt, folglich fand Graf Subow keine Schwierigkeiten weiter vorzurücken. Die Einnahme von Derbent war die Folge. Derbent liegt faſt mitten in den Staaten eines kleinen geiſtlichen Fürſten, der ſich Cadi von Tabüſcheran nennt. Der Graf ſetzte ſeinen Marſch fort, und ſchlug endlich ſein

Hauptquartier an der Grenze der Wüſte von Mugan auf. Auf dieſem ganzen Marſche hatten die Ruſſen eigentlich nur die Lesgier zu bekriegen, die einen ganz unzugänglichen Bergrücken bewohnen. Hinter dieſem hauſt ein Fürſt, Awar-Chan. Der Name Awar, eines alten hunniſchen Volkes, iſt wahrſcheinlich der Grund, warum in dem zu Petersburg erſchienenen Wörterbuche die Sprache dieſer Awaren gleich nach der ungariſchen geſetzt worden. Ich fand aber keine Aehnlichkeit zwiſchen beiden.

Nicht nur mit den Völkern des Kaukaſus, ſondern auch mit andern, viel weiter entfernten, blieb der Graf Subow in freundſchaftlichen Verhältniſſen, mit den Truchmenen, Bucharen und Afganen. Die Bucharen ſind die Sogdier des Alterthums, gemiſcht mit Turkomannen, vormals unter dem Namen der Usbecken bekannt. Ihr Chan, der neulich einen Geſandten und einen Elephanten nach Petersburg geſchickt hat, ſoll ſeine Staaten ſehr gerundet haben. Er hat ein kleines Korps europäiſcher Soldaten, welches beſonders aus Ruſſen beſteht, die von den Kirgiſen ſehr theuer an ihn verkauft worden ſind.

Die Afganen ſind jene kriegeriſchen Völker, welche an den perſiſchen Grenzen gegen Indien zu wohnen, und mehr als ein Mal jenes Land erobert haben. Die engliſche Akademie in Bengalen hat verſchiedene, aber nicht genügende Schriften über ihren Urſprung herausgegeben. Graf Subow ſagte mir, die Völker des Kaukaſus behaupteten, von dieſen Afganen abzuſtammen.

Endlich erfuhr ich auch, zu meiner großen Freude, daß es wirklich eine Gegend, Namens Talischa, gebe, die von einem besondern Chan beherrscht werde, und wo man eine Sprache rede, welche die Perser nicht verstehen. Von der Existenz dieses kleinen Berglandes erfuhr ich zuerst etwas durch ein deutsches Buch: Der allerneueste Staat von Casan, Astrachan, Georgien. Nürnberg 1724. Da steht Folgendes: »In Ghilan gibt es zweierlei Einwohner, die Ghilanier und die Talier, jene in Ebenen, diese auf Bergen wohnend. Jene reden eine Sprache, die blos eine Mundart der Persischen ist, diese hingegen eine ganz verschiedene, so daß beide Völker sich nur wenig verstehen. Spasch heißt in Talischa ein Hund, Persisch und Ghilanisch Sek.» — Nun erinnere man sich des einzigen medischen Wortes, welches Herodot uns aufbehalten: Spaze, Hündin, welches doch wohl die größte Aehnlichkeit mit Spasch, Hund, hat? Die Talier wären also ein Ueberrest der alten Meder? — Doch halt! schnell eingelenkt! sonst verliere ich mich auf den Steppen der Etymologie, und werde ausgelacht, wie so manche Andere. — Gmelin war sehr nahe bei Talischa, wo nicht gar wirklich dort. Aber Gmelin war Naturforscher, die Geschichte der Völker hatte nur ein Neben-Interesse für ihn. Dasselbe gilt von Güldenstädt und andern reisenden Akademikern, so, daß man wohl sagen darf, Rußland sei in Ansehung historischer Untersuchungen noch sehr arm.

Am 6. Juni kam Befehl aus Aſtrachan, einen Streifzug gegen die Flußräuber zu veranſtalten, die ſich auf der Achtuba gezeigt hatten. Die, welchen wir aufſtießen, waren alſo nur ein Theil der Bande.

Wir ſetzten unſere Reiſe bei ſtürmiſchem Wetter fort, kamen wenig vorwärts, mußten in der Nacht an einer Inſel ankern und wurden geſchaukelt, wie auf offenem Meere. Am 7. war das Wetter noch ſchlechter. Aus langer Weile ſtudirte ich in dem vergleichenden Wörterbuche von vier Bänden. Da fand ich ungefähr zwei hundert ſogenannte ſusdaliſche Worte, deren eine Hälfte rein ruſſiſch, die andere aber von keiner ſlaviſchen Mundart abſtammt. Einige dieſer letztern ſcheinen ganz griechiſchen Urſprungs zu ſein, manche unbezweifelt, z. B. Chiria, die Hand, Galimo, die Milch, Gir, ein Greis u. ſ. w. Mites die Naſe, wie im Neugriechiſchen.

Abends warfen wir die Anker bei Tſchernoi Gorod. Ich wohnte bei einem wohlhabenden Fiſcher. Von ſeinem Hauſe aus konnte ich ganz deutlich jenſeits der Achtuba die Ruinen von Seliternoi Gorod (Salpeterſtadt) erkennen. Man nennt ſie ſo von einer dort angelegten Salpeterſiederei; den eigentlichen Namen dieſer alten Stadt weiß man nicht mehr, ſo wenig als die Namen vieler andern, deren Trümmer in der Steppe zerſtreut liegen.

Den 8. fuhren wir an einer Inſel vorbei, auf welcher eine große Seltenheit uns in die Augen fiel, nämlich ein schönes Haus, welches von einem kalmuckiſchen Fürſten

unlängſt erbaut worden. Er heißt Thumen und iſt der erſte Kalmuck, der einen Widerwillen gegen die nomadiſche Lebensart gefaßt hat. Indeſſen bringt er doch einen Theil des Sommers noch unter Zelten zu, iſt auch der Religion des Lama treu geblieben.

Während eines Sturmes, der uns an das Ufer zu ſchleudern drohte und mitten im Fluſſe Anker zu werfen nöthigte, holten die Botsleute Waſſer von einer benachbarten Inſel, und ich benutzte die Muße, um meine Bemerkungen über Herodot niederzuſchreiben; denn Herodot macht die Reiſe nach Scythien wieder mit mir, nachdem er ſie vor zwei tauſend zwei hundert Jahren in Perſon gemacht hat. Seitdem haben hundert verſchiedene Völker hier gehauſt, die Trümmer ihrer Städte bedecken die Wüſte, ihre Namen ſind verſchwunden. Tauſende von mächtigen Fürſten und berühmten Kriegern haben auf dieſen Steppen ihre Gräber aufgeworfen. Wer kennt ſie? wer weiß noch von ihnen? Nur Herodot, der Geſchichtſchreiber, iſt noch vorhanden! von der blutigen Bahn der Schwerter iſt keine Spur mehr übrig, was ſeine Feder aufzeichnete, iſt geblieben. Mich dünket, ein guter Schriftſteller dürfe ſchon ein wenig ſtolz ſein, wenn gleich der glückliche Feldherr jetzt auf ihn herabſieht. Es kommt eine Zeit, wo dieſer gleichſam nur noch von der Gnade des Schriftſtellers lebt.

Am 9. verloren ſich unſere Blicke in den Ueberſchwemmungen eines Arms der Wolga. Dörfer ſchienen im Waſ-

ſer zu ſchwimmen, Herden blökten nach Fähren, um in höhere Gegenden zu kommen, die zu Inſeln geworden waren. Mich vergnügte die Lebhaftigkeit der Umgebungen, eine Reihe kalmuckiſcher Niederlaſſungen am rechten Ufer, der Strom mit Fiſcherbarken bedeckt. Der widrige Wind trieb uns bisweilen an Inſeln, wo Millionen Krähen geniſtet hatten, deren abſcheuliches Gekrächz mich ganz betäubte. Einige kamen ganz vertraulich auf unſere Barken und ſtahlen was ſie konnten. Ich hatte große Luſt, den lieben Gott ein wenig zu verklagen, daß er ſo viele Krähen auf die Welt geſetzt, aber die Klage verwandelte ſich in Bewunderung der Vorſehung, als ein Einwohner von Aſtrachan mir ſagte, die verfaulten Fiſche würden mehrere Striche an der Wolga unbewohnbar machen, wenn die Krähen ſie nicht auffräßen.

Nachmittags erblickten wir endlich die Thürme von Aſtrachan, und landeten daſelbſt nach einigen Stunden. Die erſte Geſtalt, die mir beim Ausſteigen entgegen trat, war die eines Indiers, der eine goldene Blume auf der Stirn trug, und nun zweifelte ich nicht mehr, daß ich in Aſien ſei. Im Hafen hörten wir die Nachricht, man habe neun Fluß-Räuber gefangen.

(An dieſer Stelle hat der Herr Graf Potozky ſehr ſcharfſinnige gelehrte Unterſuchungen über das Land zwiſchen dem obern Don und der obern Wolga eingeſchaltet, wobei Herodot ſein Führer geweſen, die aber nur für einen ſehr kleinen Theil der Leſer Intereſſe haben möchten. Doch hebe ich

die Stelle aus, wo Herodot von den Gelonen erzählt, daß ſie das Land bauen, vom Getreide leben und Gärten pflanzen; bei welcher Stelle der Herr Graf folgende Anmerkung macht:) Ich weiß aus dem Munde des Herrn Grafen Nikolai Romanzow, daß in einer ruſſiſchen Stadt — ob Roſtow oder Wladimer, iſt mir entfallen — ein Gärtner-Stamm lebte, der dieſes Gewerbe vom Vater auf den Sohn fortpflanzt, und überhaupt dem Lande, welches er bewohnt, fremd zu ſein ſcheint. Man kann hierüber noch ein, vor einigen Jahren in Petersburg gedrucktes, merkwürdiges Buch nachleſen. Der Verfaſſer, ein engliſcher Arzt, zeigt darin mehrere ſonderbare Aehnlichkeiten zwiſchen den Sitten der Ruſſen und des alten Griechenlandes, welche die Zerſtreuung der Gelonen bewirket haben kann, die, nach Zerſtörung ihrer Stadt durch den Darius, erfolgt ſein muß.

Aufenthalt in Aſtrachan. Am 15. Juni. Die erſte Horde, auf welche man öſtlich von der Wolga ſtößt, ſind nogayiſche Tataren, denen von Aſtrachan ſehr ähnlich. Jenſeits des Urals oder Zaiks findet man drei Kirgiſenhorden, die, wie man behauptet, hundert fünfzigtauſend Reiter ſtellen können; ein Beweis, daß die Werkſtatt der Völker noch nicht ganz ſo erſchöpft iſt, als man in Europa zu glauben pflegt. Nach den Turkomannen ſind die Kirgiſen die ſchlimmſten Nachbarn, die man in Aſien nur immer haben kann. Zwar bekennt ſich die Nation Rußland unterworfen, aber einzelne kirgiſiſche Abenteurer füh-

ren oft Krieg auf ihre eigene Hand. Mit zwei Pferden, die ſie am Stricke nach ſich ſchleppen, ſetzen ſie über die Wolga oder den Zaik, und wehe dem Ruſſen, den ſie erhaſchen! ſie führen ihn nach Chiwa, wo ſie ihn verkaufen. Freilich übt man ſogleich das Recht der Vergeltung, und ſo befinden ſich in dieſem Augenblicke dreißig gefangene Kirgiſen in Aſtrachan. Ich habe ſie geſehen mit ihren eingedrückten Geſichtern, ſie halten das Mittel zwiſchen Tataren und Kalmucken, ſind aber größer und ſtärker gebaut als die letzteren. — Die Karakalpacken oder Schwarzmützen ſind nur noch ein ſchwacher Stamm, der an den Ufern des Sees Ural gelagert iſt, und von Tagearbeiten in der Stadt Chiwa lebt.

Die Tataren von Chiwa ſind kein Nomadenvolk, ſondern haben Dörfer und eine Hauptſtadt. Ihre hölzernen, gut gebauten Häuſer ſind inwendig übertüncht und mit Malereien überladen. Der Chan von Chiwa iſt immer ein Gefangener in ſeinem Schloſſe und leiht nur ſeinen Namen der höchſten Gewalt. Iſt man unzufrieden mit ihm, ſo ſchickt man ihn nach Buchara und läßt einen andern holen.

Den Streifzügen der Kirgiſen verdanket faſt jedes Haus in Chiwa einen oder zwei ruſſiſche Sklaven. Werden ſie Mahomedaner, ſo ſetzt man ſie ſogleich in Freiheit. Es heißt, daß viele dieſe Partei ergreifen, ſich verheirathen, und ſo die Volksmenge und Betriebſamkeit vermehren. Ich habe dieſe Nachrichten von einem Ruſſen, der län-

ger als zwanzig Jahre Sklave in Chiwa geweſen war. Kaufleute von dort ſieht man hier beſtändig. Sie kommen ſo dreiſt nach Rußland, als ob ſie nie, durch den Ankauf ruſſiſcher Sklaven und die Begünſtigung der Kirgiſen, das Völkerrecht verletzten. Ich habe ihrer viele geſehen, aber ſie ſind grob und trocken, man erfährt wenig von ihnen.

Buchara gibt in ganz Turkoſtan den Ton an. Der Chan der Bucharei, der auch zuweilen in Samarkan reſidirt, iſt ein mächtiger Fürſt und ſo klug, daß er ſeine Macht auf etwas Theokratie ſtützt, indem er immer im Namen des Koran redet. Die Bucharen, die Sogdier des Alterthums, führen noch jetzt, wie damals, den Handel von ganz Hochaſien. Sie holen die indiſchen Waren zu Multan, die chineſiſchen zu Kosgar, die ruſſiſchen zu Orenburg. Ihr alter Namen, Sogdier, hat große Aehnlichkeit mit Sogdager, welches im Perſiſchen einen Kaufmann bedeutet, und ich möchte faſt vermuthen, es habe nie ein Land Sogdiana exiſtirt, ſondern, als die Griechen nach dem Namen der Bucharen fragten, antwortete man ihnen vielleicht, ſie wären Kaufleute, woraus denn die Griechen ihre Sogdier machten. Ich finde freilich auf den Karten einen Fluß Sogd, was ſind aber unſere Karten vom innern Aſien?

Die Truchmanen oder Turkomannen an den Ufern des kaſpiſchen Meeres ſind bloße Nomaden wie die Kirgiſen; Rauben iſt ihr Hauptgewerbe; doch treiben ſie auch etwas Handel zu Mangiſchlag, wohin ruſſiſche Fahrzeuge

kommen, ihre Waren abzuholen. Aber Niemand wagt an's Land zu ſteigen, bevor nicht Geißeln gegeben worden, und ſelbſt dieſe Vorſicht iſt nicht immer hinreichend. Es wäre alſo ſehr gefährlich, die Bekanntſchaft dieſes Volkes in deſſen eigenem Lande zu machen, aber es gibt auch Truchmanen, die Rußland unterwürfig ſind.

Jenſeits Choraſſan liegt Candohar, wo die Afganen die herrſchende Nation ſind, unter ihrem Könige Zamam Shach. Sie haben ſeit kurzem wichtige Eroberungen gemacht, ſind nicht nur im Beſitz mehrerer perſiſchen Provinzen, ſondern auch, wie man ſagt, Herrn des Königreichs Kaſchemir, woher die, unſern europäiſchen Damen wohl bekannten und von ihnen ſehr verehrten Shawls kommen. Wir haben hier einen afganiſchen Prinzen, den Sohn jenes Aſſad Chan, den der Zaar Heraklius gefangen hielt, und deſſen Geſchichte Gmelin erzählt. Ich habe ihn aber leider nicht kennen lernen. Vielleicht würde er mir auch wenige Nachrichten von ſeinem Lande haben mittheilen können, da er ſein ganzes Leben in Perſien zugebracht hat.

Die in Aſtrachan angeſiedelten Indier ſind meiſt aus der Provinz Multan, Unterthanen der Afganen. Sie haben Braminen, Büſſende, Waſſer aus dem Ganges, kurz Alles, was zu ihrer Religion gehört, bei ſich. Ich wohnte ihren Abendgebeten bei, die an Wiſchnu gerichtet ſind. Ihr Gottesdienſt iſt nicht ohne äußeres Gepränge, ſo viel Ort und Umſtände erlauben. Man wird gewiſſermaßen

religiös ergriffen von dem Einklang ihrer Kantilena mit den Tönen des Tamtam, und besonders von dem Ausdrucke des hohen Vertrauens in ihren Gesichtern auf die Macht der kleinen Fratzengestalten, die auf ihren Altären stehen. Die Indier zu Astrachan essen Fleisch, aber kein Rindfleisch aus Achtung vor den Kühen. Sie kaufen oft Vögel, denen sie die Freiheit schenken, füttern die Hunde auf den Straßen, und beweisen sich überhaupt sehr wohlthätig gegen Thiere. Nach beendigtem Tagewerke spaziren sie in einem Garten, den sie gemiethet haben, rauchen ihren Ballian, essen Reis, gerathen über eine schöne Blume oder einen Grashalm in Entzücken, bewundern den Schöpfer in seinen kleinsten Werken, und kehren in ihre Karawanserais (Herbergen) mit heitern Gesichtern zurück. Besonders glücklich dünken sie sich, wenn sie im Besitz eines dunkelgrünen oder scharlachrothen Kleides sind, zwei Farben, die sie sehr lieben. Sterben sie, so wird der Leichnam verbrannt und die Asche nach Indien geschickt. Vormals kehrten sie gern noch bei Lebzeiten dahin zurück, aber jetzt fangen sie an, den Werth der persönlichen Sicherheit zu fühlen, und ich kenne deren zwei, Namens Kainamal und Moandos, welche in Astrachan Häuser bauen wollen.

Am 8. Juli. Ich erinnere mich, daß ich in dem Alter, wo der wißbegierige Geist alle Kenntnisse auf einmal erringen möchte, in jenem glücklichen Alter voll Kraft und Feuer, die Bücher, die man damals über die Natur-

geſchichte hatte, in einem einzigen Sommer verſchlingen wollte. Bald darauf führte mich der Zufall in das Inſtitut von Bologna, wo ich mit Entzücken alle Gegenſtände meines Studiums aufgeſtellt und geordnet fand. Dasſelbe empfinde ich hier. Viele Jahre lang beſchäftigte mich die Geſchichte der Völker von Hochaſien, aber nur in Büchern. Jetzt ſehe ich ſie vor mir, dieſe Völker, mit ihren eigenthümlichen Zügen, ihren Verſchiedenheiten und Aehnlichkeiten, ihren Sprachen und Ueberlieferungen. Ich brauche mir nun nicht mehr ein künſtliches Gedächtniß zu erſchaffen, um ſo viele ſchwach zuſammenhängende Begriffe darin nieder zu legen. Alles, was ich darüber ſammelte, ſtellt ſich jetzt bei der leichten Anſchauung meinem Geiſte dar, und prägt ſich unvergeßlich ein. Freilich ſtoße ich auch auf neue Schwierigkeiten. Ich ſehe platte Geſichter, ſie ſcheinen mir Einem Volke anzugehören, aber ſie reden verſchiedene Sprachen. Ich ſehe im Gegentheil ſehr verſchiedene Geſichter, die einerlei Sprache reden, und Alle behaupten, die echten Tataren Gengis Chans zu ſein. (Hier verliert der Herr Graf ſich abermals in eine gelehrte Unterſuchung, über den Urſprung der tatariſchen Völkerſtämme. Einem Gelehrten, dem daran gelegen ſein könnte, bin ich gern erbötig, die Handſchrift mitzutheilen.)

Am 15. Juli. Aſtrachan. Es gibt hier ſehr viel mehr perſiſche als indiſche Kaufleute. Ich ſah ihrer zweihundert verſammelt in einer Karawanſerai, die ſie, zum Feſte Huſſeins, ausgeſchmücket hatten. Sie war durch große

bemalte Laternen, nach Art der chineſiſchen erleuchtet; es nahm ſich ſehr gut aus. Aber den ſtärkſten Eindruck machte auf mich dieſe allgemeine Duldung, die man ſchwerlich noch an einem andern Orte des Erdbodens antreffen wird. Denn während Ali's Anhänger in ihrer Karawanſerai, die Sekte Omar's verfluchten, konnten ſie dieſe zum Gebete rufen hören, die Glocken der griechiſchen Kirchen, die Tamtams der Indier, vielleicht gar das Murmeln der Lama's vernehmen, welche letztere jenſeits der Wolga eine Kapelle haben. Dazu kommen noch mehrere Sekten der ſogenannten Altgläubigen, welche von der ruſſiſchen Geiſtlichkeit als Ketzer betrachtet werden, und alle chriſtlichen Sekten von Europa und Aſien.

Aber — ſo rühmlich und ſchön das auch klingt, ſo konnte ich doch einer fatalen Bemerkung mich nicht erwehren. In der Zeit, als ich zu leſen anfing, ſchienen alle Philoſophen einen Bund geſchloſſen zu haben, um Toleranz zu predigen und zu ſchreien. Der Lärm wurde ſo arg, daß man hätte glauben ſollen, die Erde würde in demſelben Augenblicke ſich in ein Paradies verwandeln, in welchem Moſcheen neben Kirchen errichtet würden, oder Bonzen mit Kapuzinern einträchtiglich ein Chor anſtimmten. Nun iſt aber wirklich die liebe Toleranz überall im Gange, und die ganze Wirkung, die wir davon verſpüren, iſt — daß die Menſchen ſich etwas häufiger todtſchlagen als zuvor. Folglich ſind die Philoſophen keine Propheten. (Auch der Herausgeber kann hier ſich einer fatalen Bemerkung nicht

erwehren: wie kommt es doch, daß Verſchiedenheit der religiöſen Meinungen jetzt überall mit mehr Sanftmuth tolerirt wird als die Verſchiedenheit der politiſchen Meinungen? hat es mit dem lieben Gotte weniger zu ſagen, als mit irgend einem Fürſten auf Erden? darf dieſer ſtrafen, was Jener ſich gefallen läßt? ſind nicht alle die Grundſätze, auf welche man die religiöſe Duldung baute, nicht auch anwendbar auf die politiſche? und würde nicht die letztere noch weit heilſamere Folgen hervorbringen als die erſtere? nämlich: man würde ſich etwas ſeltener todtſchlagen als zuvor.)

Meine Unterſuchungen über Alterthümer, Sprache und Urſprung der Perſer haben mich ſehr angenehm beſchäftigt. Im Neuperſiſchen fand ich die von Strabo angeführten Worte wieder, z. B. Paropaniſus, mit Schnee bedecket; Saropara, Kopfabhauer; Tigres, ein Pfeil. Das führte mich auf die Vermuthung, das Neuperſiſche ſei nicht der Einmiſchung des Parthiſchen zuzuſchreiben und folglich wären auch die zahlreichen europäiſchen Worte in dieſer Sprache nicht von den Parthern herſtammend. Auf Strabo geſtützt halte ich die Perſer für einen abgeſonderten Zweig der Meder, der ſich aber vor Cyrus unterworfen hat. Hingegen konnte ich nicht begreifen, warum die Meder auf einmal aus der Geſchichte verſchwanden, um ihr Land den Mardern abzutreten? ich vermuthete, dieſe Marder möchten wohl die Meder ſelber ſein, und in dieſer Vermuthung beſtätigte mich Moſes von Cho-

renä, der im Armeniſchen einen Meder, Mar und die Meder, Marats nennt. Jetzt hat die türkiſche Sprache faſt ganz Aderbitſchan eingenommen, man findet aber in den Gebirgen noch halb perſiſche Mundarten, vielleicht Ueberreſte der alten perſiſch-mediſchen Sprache. Moſes, der hebräiſche Geſetzgeber, ſpricht gar nicht von Perſern, ſondern nur von dem großen japhetiſchen Stamme Madai's. Sind aber die Perſer von einem japhetiſchen Stamme losgeriſſen, ſo wären ja die vielen europäiſchen Worte in ihrer Sprache kein Wunder mehr.

Ich führe den Moſes hier nicht als inſpirirten Schriftſteller, ſondern als einen in den Wiſſenſchaften Egyptens unterrichteten Mann an, wo man, nach Diodor's von Sicilien Zeugniß, die Geſchichte aller Länder kannte. Moſes ſelbſt ſagt, er ſei bei einer egyptiſchen Prinzeſſin erzogen worden, es iſt alſo ſehr natürlich, daß Strabo ihn für einen egyptiſchen Prieſter ausgibt. Hätte Moſes ſeine Nachrichten mehr von den Chaldäern als von den Egyptiern eingezogen, ſo würde er, wie mich dünket, mehr mit dem Beroſus übereinſtimmen, der uns von den Jahrbüchern Babylons einen ziemlich richtigen Begriff beibringt.

Alles dies ſoll keine Vorrede zu einem neuen Siſteme, nur ein Blick auf den Gang meiner Unterſuchungen ſein. Gelange ich durch ſie glücklich von den alten Sprachen und Völkern zu den neuen, ſo verdanke ich es beſonders dem unverhofften Glücke, einen vortrefflichen Lehrer in der Kenntniß der jetzigen Völkerſchaften und ihrer Sprachen

gefunden zu haben. Dieſer Lehrer iſt Abas-Chan, ein vornehmer Perſer, durch Geiſt und Herz gleich ausgezeichnet. Ihn ſchätzte Aga-Mahmet-Chan ſo ſehr, daß er ihn zum Gouverneur von Ispahan und dann von Ghilan machte. In letzterer Provinz nahm ihn Martuſa Kuli-Chan gefangen, und führte ihn nach Rußland als Geißel für die Sicherheit ſeiner Familie, die in der Gewalt ſeines Bruders geblieben war. Beweiſes genug, welchen hohen Werth Mahmet-Chan auf meinen gelehrten Freund ſetzte.

Als ich in Aſtrachan ankam, hatte der ruſſiſche Hof den Abas-Chan in Freiheit ſetzen laſſen. Er war auf der Rückreiſe zu ſeinem alten Herrn, wünſchte mich mit dahin zu nehmen, und verſprach mir die gaſtfreieſte Aufnahme. Plötzlich erfuhren wir, Aga-Mahmet-Chan ſei von ſeinen eigenen Sklaven ermordet worden. Dieſe Nachricht war ein Donnerſchlag für Abas-Chan, er verſank in Schwermuth. Wenige beſuchten ihn, vielleicht aus Furcht, dem Martuſa zu mißfallen; meine Geſellſchaft war ſeine einzige Zerſtreuung. Ich erſtaunte, einen Mann von ſeinem Charakter ſo betrübt über das Schickſal eines ſo grauſamen Herrn zu ſehen; aber theils ſchätzte er deſſen Einſichten, theils betrachten alle Perſer die Grauſamkeit als ein unentbehrliches Hoheits-Recht: ſie meinen, wer nicht grauſam ſei, könne Perſien auch nicht beherrſchen, und Viele ziehen Tirannei der Anarchie vor. (Leider haben wohl die Perſer nicht ganz Unrecht.) Ueberdies hatte ſich

die Menſchheit an Aga-Mahmet-Chan verſündigt, denn ein Feind ſeines Vaters machte ihn in ſeiner Kindheit zum Eunuchen. Seitdem blieb er ein Gefangener an Kherim-Chans Hofe, wo er in alle Ränke der perſiſchen Staatsklugheit eingeweiht wurde. Endlich ergriff er eine günſtige Gelegenheit, ſeine Talente an dem unglücklichen Hedalt-Chan zu entwickeln, und da man ihm keinen Nebenbuhler mehr entgegen ſtellen konnte, ſo herrſchte er faſt zehn Jahre lang über ganz Perſien. Der Titel Schach war das Ziel ſeines Ehrgeizes. Er wollte ſich die kaukaſiſchen Fürſten und die von Choraſſan unterwerfen, um dann mit deſto größerem Glanze Nadirs Diadem um ſeine Schläfe zu winden. Der Tod ſetzte ſeinen ruhmſüchtigen Entwürfen ein Ziel, Perſien fiel in ſeine vorige Anarchie zurück, und was jetzt da vorgeht (1797), wiſſen wir nicht.

Dem Abas-Chan verdanke ich, unter andern Kenntniſſen, auch die der Taliſcha-Sprache, die nur eine barbariſche Mundart der perſiſchen iſt. Die Perſer ſagen Fader (Vater), Moder (Mutter), Buroder (Bruder), die Taliſchaner Far, Mur, Bue. Den Hund nennen ſie nicht Spack, wie ich oben anführte, ſondern Sepa, welches dann auch nicht ſehr von Herodot's Spack verſchieden iſt. Uebrigens gibt es in dem kleinen Ländchen Taliſcha mehrere Mundarten, mein geſammeltes Wörterbuch enthält die nahe am Meeresufer übliche, und iſt mir von einem Kaufmann jenes Landes, Hudgi-Chiazem,

diktirt worden. Abas-Chan, der ſelbſt zwei Jahre in Taliſcha zubrachte, war dabei gegenwärtig. — Wir haben jetzt in Aſtrachan einen Geſandten des Chans von Taliſcha; er iſt aber krank und ich habe ihn noch nicht geſehen.

Reiſe zu dem Kalmucken-Fürſten Tumenes. Am 13. Auguſt war ich durch die Koſackenpoſt bis Zamian gekommen, wo ich die Leute des Fürſten antraf. Sie fuhren voraus, um ihrem Herrn meine Ankunft zu melden. Indeſſen fuhr ich auf einem Boote, von zwei Koſacken gerudert, die Wolga hinauf, und landete nach einigen Stunden am Fuße der Horde, wo mich der Fürſt am Eingang des mir beſtimmten Zeltes erwartete. Es war mit chineſiſchem Damaſt tapezirt und mit einem guten Bette verſehen. Hierauf ſetzte man mir eine europäiſche Abendmahlzeit vor, und unterhielt mich in ruſſiſcher Sprache, welche Tumen und ſein Sohn Serwegiab ſehr gut redeten; der letztere hatte ſogar in Aſtrachan ſtudirt und ziemlich viel begriffen.

Wenn ich für die beweglichen Wohnungen der Kalmucken mich des Wortes Zelt bediene, ſo iſt das eben ſo uneigentlich, als das Wort Kibitka, welches die Ruſſen gebrauchen; denn dieſe Wohnungen ſind aus Flechtwerk gemacht und mit Filz bedeckt. Man bricht ſie ab und ladet ſie auf Kameele. Das Gitterwerk kann man, wie die ſtählernen Zangen, die man die Foulen zu nennen pflegt, zuſammen legen. Die Kalmucken nennen eine ſolche Hütte Jir. Die tatariſchen ſind faſt eben ſo gemacht, nur klei-

ner und laſſen ſich nicht abbrechen, ſondern werden ganz auf Wagen gepackt. Sie heißen bei den Tataren Kara-Tſchu.

Am 14. Auguſt weckte mich chineſiſche Muſik. Ich ſtand auf und ging, um die Gellongs beten zu ſehen. Ihrer dreißig, in einem Gir verſammelt, plärrten Hymnen unter Begleitung mehrerer Inſtrumente, die mir nicht ganz unbekannt waren, weil ich ſie häufig auf chineſiſchen Tapeten abgebildet geſehen hatte. Von Zeit zu Zeit machten ſie mit der Kehle eine Bewegung, als ob ſie ſich räuſperten, ſonſt unterbrach nichts die Einförmigkeit ihres Geſanges, der über eine Stunde dauerte. Am auffallendſten bei dieſer Möncherei war mir das fleiſchige, wohl genährte Ausſehen der Gellongs, welches gegen die trockene, lohfarbige Haut aller Kalmucken, ſelbſt die Fürſten nicht ausgenommen, ſeltſam abſticht.

Wir ſtatteten hierauf einen Beſuch bei dem Lama ab, der, wegen ſeines hohen Alters, bei den Gebeten nicht mehr gegenwärtig iſt. Vielleicht verſtattet es ihm auch ſeine Würde nicht. Alles in ſeinem Gir ſah chineſiſch aus, und kam auch wirklich aus China. Seine eigene Geſtalt harmonirte vollkommen damit, und erinnerte mich an die Pagoden, die man ehemals in unſern Sälen auf die Kamine ſtellte. Man betrachtet ihn als ein Muſter von Heiligkeit und die Quelle aller Weisheit. Ich überreichte Seiner Eminenz einen Band von Georgi's Werken. Hochdieſelben laſen das Tibetaniſche, welches darin vor-

kommt, mit der größten Leichtigkeit, wunderten ſich, daß man in Europa Bücher in dieſer heiligen Sprache beſitze, und erſtaunten noch mehr über das Privilegium, welches der große Lama ſelbſt der Propaganda ertheilt hat. Hierauf ſtellte ich ihm meinen jungen Zögling als einen Enkel Amur-Sana's vor. Anfangs ſchien er an dieſer Abkunft zu zweifeln, als ich ihm aber erklärte, Amur-Sana habe einen Sohn in Sibirien gehabt, dieſer ſei als Kind nach Polen geführt worden, habe ſich dort verheirathet und dieſen Knaben erzeugt, auch daß ich alle Barchane oder Götzenbilder beſäße, welche der letzte Tſchong-Kar mit ſich genommen; ſo ſchien er tief nachzudenken, und geſtand endlich, meine Erzählung ſei ſehr wahrſcheinlich. Die Erinnerung an den glänzenden Hof des Konlayſch, wo er ſeine Jugendjahre verlebt hatte, bewegte den alten Mann ſo heftig, daß ich meinen Beſuch abkürzte; auch ſoll er wirklich, gleich nach meiner Entfernung, bitterlich geweint haben.

Nachdem ich das geiſtliche Oberhaupt begrüßt hatte, ſtellte mir der Fürſt Tumen die Fürſtin Nurgiana vor, ſeine junge und in ihrer Art ſehr ſchöne Gemahlin, mit einer blendend weißen Haut, welche durch zwei Haarzöpfe, ſchwarz wie Ebenholz, noch mehr erhoben wurde. Sie las eben in einem mongoliſchen Buche, welches von Gengis-Chans Thaten handelte. Dies veranlaßte mich zu fragen, ob ſie von dem Volke Uigur, dem man die Erfindung der mongoliſchen Schriftzeichen zuſchreibt, irgend ein An-

denken erhalten habe? — Tumen antwortete mir, bei den Kalmucken wiſſe man von dieſem Volke nichts, aber man habe noch ein Sprichwort: »Ich verſtehe dieſen Menſchen nicht, er wird wohl ein Uigur ſein.«

Dann erkundigte ich mich, ob noch Spuren von der hohen Achtung übrig wären, welche vormals die Mongolen den Thürſchwellen ihrer Häuſer bezeigten? und die ſo groß war, daß einige chriſtliche Mönche, welche das Unglück hatten, mit den Fußſpitzen daran zu ſtoßen, derb geprügelt und mit dem Tod bedroht wurden.

Tumen verſicherte, dieſe Achtung habe ſich erhalten. Man dürfe zwar die Schwelle berühren, halte es aber für ſündlich, ſich darauf zu ſetzen. Vielleicht rührt davon der Ausdruck hohe Pforte her.

Während wir dieſe hiſtoriſchen Fragen abhandelten, beſchäftigte ſich die Fürſtin mit ihrem vierjährigen Prinzen Huwaſcha. Tumen hatte von Nurgiana kein anderes Kind; es verdient ſeine Zärtlichkeit, denn es iſt das liebenswürdigſte Kalmuckchen, das man ſehen kann. Vielweiberei iſt zwar unter den Kalmucken erlaubt, aber man hat ſehr wenige Beiſpiele davon.

Man bediente uns mit Branntwein aus Stutenmilch und mit Butter-Thee. Der Branntwein iſt ſchwach und hat eine gewiſſe Fettigkeit, die mir nicht behagte. Der Thee, den die Kalmucken beſonders für ſich aus China kommen laſſen, hat gar keine Aehnlichkeit mit dem unſerigen. Er beſteht aus großen Tafeln, faſt ſo hart wie Zie-

gelſtein, und mit feinem Papier überzogen, worauf viele Schriftzeichen ſtehen. Die Kalmucken kochen dieſen Thee mit Milch und Butter, und ziehen ein geſundes kräftiges Getränk daraus, an welches man ſich leicht gewöhnt. Auch haben alle Tataren den Gebrauch desſelben angenommen.

Nach und nach erſchienen wohl bis dreißig ſeltſame Figuren, und ſetzten ſich um uns herum. Es waren Kundur-Tataren, die in der Gegend gelagert ſind, und uns ihre Ehrfurcht bezeugen wollten. Tumen ließ ihnen Kumis (Branntwein) geben, ſchien aber ſonſt nicht viel Umſtände mit ihnen zu machen. Sie hingegen bewieſen ihm große Ehrerbietung; ich wunderte mich, daß die ſtolzen Muſelmänner ſich gegen einen Heiden ſo tief herabließen. Aber ſie ehren in ihm Gengis-Chans Blut, ſeinen Reichthum und ſeinen moraliſchen Charakter, der in der That ſchätzenswerth, auch von Ruſſen und Nomaden, vom Jaik bis an den Kuban, einhellig anerkannt iſt.

An der Mittagstafel gab ich aus Höflichkeit dem Pferdefleiſch den Vorzug, verlangte es ſogar. Ein Sänger, der zugleich auf einem Saiten-Inſtrumente, Jalgha, ſpielte, machte Tafelmuſik. Das Inſtrument klang nicht unangenehm. Weiter kann ich nichts davon ſagen, denn es hat nicht die mindeſte Aehnlichkeit mit irgend einem europäiſchen Inſtrumente. Eine Arie glich ſehr dem bekannten Savoyarden-Liedchen: Ramonez-ci ramonez-là. Nach dem Eſſen langten zwei Fürſten von der Linie Dbadab-Ombo an. Der eine hieß Nukuikin, den Namen des

andern hab' ich vergeſſen. Sie verſtanden kein ruſſiſch, hatten auch gar keine andern Begriffe, als die bei ihrer Nation einheimiſch ſind.

Eine glänzende Jagd wurde nun veranſtaltet. Die Kalmukiſchen Fürſten ſprengten fort mit ihren Falken. Auch die Kundur-Tataren fanden ſich ein und die ganze Ebene war mit Reitern bedeckt. Man fing ſo viele Reiher als man wollte, und Jeder kehrte zufrieden heim.

Den Morgen des 15. brachte ich damit zu, die Burchem oder Zelt-Kapellen, nebſt allem, was zum lamaiſchen Gottesdienſte gehört, abzuzeichnen. Alles fand ich ſehr koſtbar, die Götzenbilder mit Perlen, die muſikaliſchen Inſtrumente mit Silber und feinen Edelſteinen beſetzt. Die Geiſtlichkeit iſt unverhältnißmäßig zahlreich. Dieſe Horde, die nur aus etwa tauſend Girs, das heißt, aus dreitauſend männlichen Seelen beſteht, hat zweihundert und zwanzig Geiſtliche von allerlei Gattung. Sie ſind aber doch kein unnützes Völkchen, wie wohl in manchen andern Staaten, denn zum Theil ſind ſie Jugend-Erzieher, zum Theil geſchickte Aerzte, beſonders in der Kenntniß einfacher Heilmittel. Auch brauchen dieſe Gellongs nicht zu betteln, das Volk bringt ungefordert, was ſie bedürfen. Nachmittags wohnte ich einer andern, von der vorigen ganz verſchiedenen, religiöſen Zeremonie bei. Die Gellongs trugen reiche Biſchofsmäntelchen, Schürzen von chineſiſchem Damaſt und koſtbare mit Bildern verzierte Biſchofsmützen. Die ganze Tracht glich der der chineſiſchen Bonzen. Kein Inſtrument ließ ſich

hören, nur eine kupferne Schelle hatte jeder Mönch in der linken Hand, und in der rechten ein Werkzeug, deſſen Namen und Gebrauch mir unbekannt ſind. Ferner trug jeder eine kupferne Schale und Samenkörner in ein Stück Tuch gewickelt. Ehe ſie zu beten anfingen, legten ſie ein Stück Taffet vor die Augen. Dann murmelten ſie mit gedämpfter Stimme, faſt wie unſere Pfaffen, und krächzten dazwiſchen wie Tags zuvor. Bisweilen falteten ſie die Hände, gleich uns beim Gebet; dann warfen ſie wieder Hände voll Körner in die Luft. Einer erhob ſich, zündete Weihrauch auf dem Altare an, ergriff dann ein Gefäß, worin Pflaumfedern waren, zog eine gelbe Flüſſigkeit daraus, goß ſie in eine Muſchelſchale, und aus dieſer in die Taſſen der Mönche, welche davon tranken, ihre Stirn damit befeuchteten, das übrige den Göttern darbrachten. Dem Ganzen ſchien eine ſehr genaue Ordnung vorgeſchrieben zu ſein. Da die Zeremonie ziemlich lange währte, ſo hatte ich Zeit genug, jeden einzelnen Mönch, ſammt dem Lokal, ſo gut es gehen wollte, abzuzeichnen.

Am 16. des Morgens beſuchten wir die Meierei, wo ich ziemlich hübſche Hirtinnen, welche die Stuten molken, ſah. Auf der Heimkehr wurden wieder einige Reiher gefangen, denn ohne ſeine Raubvögel thut der Kalmuck keinen Schritt. Jeder beſitzt einen, den er ſelbſt füttert, und mit dem er ſich faſt den ganzen Tag beſchäftigt.

Nachmittags wurde Strafgericht über eine Liebesgeſchichte gehalten. Die Schuldigen waren ein ſchon ziem-

lich bejahrter Kundur-Tatar, und eine ſehr junge, aber außerordentlich häßliche Kalmuckin. Die Sache endigte damit, daß einige Kankruck-Hiebe auf die anſtändigſte Weiſe, und ich kann ſagen, zum Vergnügen aller, ſowohl der Geber als der Empfänger, ausgetheilt wurden. Ich muß bemerken, daß der tatariſche Verführer in der Meierei die Gefälligkeit gehabt, ein wildes Pferd zuzureiten, und dadurch die Herzen der Kalmucken gewonnen hatte. Er ſchien ſehr erfreut, ſo wohlfeilen Kaufs los zu kommen, denn er mochte wohl befürchtet haben, ſeine Helena behalten zu müſſen. Morgen ſpeiſen wir in der Horde des geſchlagenen und zufriedenen Liebhabers.

Am 19. In den erſten Tagen meines Aufenthalts in der Horde hatten ſehr kalte, nachher ein ſehr warmer durchdringender Seewind geweht. Durch dieſe abwechſelnde Witterung bekamen mehrere Kalmucken den Schnupfen, was ihnen ſehr ſelten wiederfährt, andere das Fieber. Auch Tumen wurde krank und ich litt natürlich noch mehr als die andern. Darum verließ ich das Lager und bezog ein angenehmes Haus, welches mein Wirth zu ſeinem Winter-Aufenthalt hatte bauen laſſen. Dies und die gute Pflege, deren ich mich zu erfreuen hatte, ſtellten mich bald wieder her, und morgen kann ich ſchon der Horde, welche aufbrechen wird, folgen. Wir werden auch einer Hochzeitsfeier beiwohnen. Din-Islam, der Reichſte unter den Kundur-Tataren, verheirathet ſeine Tochter, und man verſichert, daß die Pracht ſeiner Feſte alle Vorſtellungen übertreffen werde.

Am 20. begab ich mich früh zu der Horde, die ich ſchon auf dem Marſche fand. Eine zahlloſe Menge von Kameelen trug die Zelte und das Gepäcke. Sie wurden geleitet von Weibern zu Pferde, deren mehrere ein Kind vorne auf dem Sattel hatten. Die Habſeligkeiten der Aermſten waren früher aufgeladen. Niemand ging zu Fuß, Niemand fuhr, alle ritten, ſelbſt der alte Lama an der Spitze ſeiner betagten Synode.

Nachdem wir der Kolonne eine Zeit lang gefolgt waren, wandten wir uns rechts und betraten das Gebiet der Kundur-Tataren, wo unſere Schritte oft gehemmt wurden, denn mehrere hundert Flüßchen, die ſich in die Wolga ergießen, mußten wir auf ſogenannten Fähren paſſiren und oft genug darin ſchwimmen. Wir zogen durch mehrere kundurſche Auls, und kamen endlich zu dem des Din-Islam, den wir ſchon von ferne an der zuſtrömenden Menſchenmenge erkannt hatten.

Die erſte Ehre erwieſen wir einer Gruppe junger Dirnen, die ſich auf einem Hügel um eine Strickſchaukel verſammelt hatten. Bei unſerer Annäherung verließen die ſcheuen Nymphen das Spiel, krochen zuſammen auf einen Haufen, und wir ſahen nichts als ſeidene Halstücher. Fürſt Tumen bekomplimentirte ſie in nogayiſcher Sprache bittend: ſie möchten uns nicht ſcheuen, wir wären blos gekommen, um ſie tanzen zu ſehen. Die höflichen Worte und die Töne des Kabutz machten die jungen Schönen gefälliger; ſie lüfteten ihre Schleier ein wenig und ließen

uns die Spitzen ihrer Stumpfnasen sehen. Zwei standen sogar auf und traten uns näher. Ein Musikant entwandte ihnen die Schleier, und auf dieses Signal fingen sie an zu tanzen, aber mit so züchtig niedergeschlagenen Augen, daß ich sie für ganz geschlossen hielt. Wenn sie nichts sahen, so hörten sie wenigstens den Takt sehr gut, und bewegten sich mit Grazie. Nach dem Tanze hielten sie beide Hände vor das Gesicht, um eine kindliche Verlegenheit zu verbergen. Der Musikant warf ihnen die Schleier wieder über, und sie zogen sich bescheiden zurück. Die Tracht dieser Mädchen fiel besonders auf, durch die Menge schweren Silbers an Ketten, Platten, Spangen, Knöpfen, Amuletten und dergleichen. In den Nasen trugen sie Ringe mit kostbaren Steinen besetzt.

Nun gingen wir zu den Frauen, die wir mit Ausstattung der Braut beschäftigt fanden. Bei den Zurüstungen zu dem Feste herrschte großer Ueberfluß. Man hatte vier Pferde, vier Ochsen und vier Schöpse geschlachtet. Außerdem hatten die Eltern fette Schafschwänze, Kaldaunen, Köpfe und dergleichen Leckerbissen gebracht. Ich mußte an die Hochzeit des Gamasch im Don Quixotte denken. Man hatte ein Zelt für uns bereitet, in welches ich mich begab, und mit einem kundurschen Mollah, Beg-Ali, mich unterhielt. Dieser Mann besitzt, für einen Nogoyer, viele Kenntnisse und, was bei ihnen noch seltener ist, Begierde mehr zu lernen. Man hatte ihm gesagt, daß ich eine türkische Sprachlehre bei mir hätte, und er wünschte sehr sie

zu ſehen. Wir ſprachen Mancherlei über die Geſchichte der Kunduren. Sie ſind wahre Nogoyer, haben aber jetzt den Gebrauch der kalmuckiſchen Girs angenommen, wodurch ihre Auls ein ganz anders Anſehen erhalten. Im Winter leben ſie in Häuſern um Krosnojar. Doch bedienen ſie ſich noch ihrer Gilberga's, einer Art von Karren mit Gerbedeichſeln, die ſie neben ihre Zelte ſtellen und wie Schränke gebrauchen. Dieſe ihre Sitte iſt ſehr alt. Schon die Geſandtſchaften Menander's gedenken derſelben. Auch ihre Lager unterſcheiden ſich von den aſtrachaniſchen dadurch, daß die Familien in denſelben in weiten Zwiſchenräumen wohnen.

Endlich wurde zu Mittag aufgetiſcht in großen und kleinen Trögen. In dem größten lag ein Stutenviertel, in den andern Schöpſenfleiſch, Reiß und Hirſe. Unmöglich konnte ich das Stück in der Mitte anſehen, ohne an all das Aas zu denken, welches ich an den Straßen liegen ſah. Das Pferdefleiſch verliert dieſe Aehnlichkeit nie, auch nicht, wenn es in die kleinſten Stücke zerſchnitten wird, weil das Fett in demſelben auf eine, von den andern Fleiſcharten verſchiedene Weiſe geſchieden iſt. Der übrige Theil der Mahlzeit war ziemlich ſchmackhaft, aber meine Geſundheit erlaubte mir noch nicht, ihnen gebührende Ehre zu erweiſen.

Nachmittags ſtieg Alles zu Pferde. Man gab ziemlich glänzende Wettrennen, worauf Wettkämpfe folgen ſollten. Da wir aber noch weit zu reiſen hatten, ſo beurlaubten wir uns.

Vor Sonnen-Untergang gelangten wir an die Achtuba, wo uns Kameele erwarteten, um die Vornehmſten in der Geſellſchaft überzuſetzen; die Uebrigen ſchwammen hinüber. Tief in der Nacht langten wir endlich bei der neuen Lagerſtatt der Horde an, und hatten an dieſem Tage mehr als fünf deutſche Meilen zurückgelegt; fürwahr genug für einen Geneſenden! Ich hielt mich nun ruhig, und war eben dabei den heutigen Tag zu beſchreiben, als Tumen mir ſeine Panzerhemden zeigte, deren jedes ſeinen eigenen Namen hatte, wie ehemals Roland's Schwert Darendad und der Säbel unſeres Königs Boleslaus, der Szezerbeck hieß. Die merkwürdigſte Waffenrüſtung meines Wirths heißt Kitſchin-Kilintuck (das Hemd Kitſchin-Chans). Unter allen Tataren, ja ſelbſt im Kaukaſus, iſt es bekannt.

Den 22. zu Ogid-Hadgi, welches von den Ruſſen Seliterey Gorodok (Salpeterſtädtchen) genannt wird. Die Abſicht meiner Reiſe dahin war: Ruinen tatariſcher Gebäude zu beſichtigen; aber meine Erwartung wurde gänzlich getäuſcht. Nur ungeheure Haufen von Backſteinen ſind noch vorhanden, deren einige auf der einen Seite blau, grün oder weiß glaſirt ſind. Sogar Spuren von Moſaik findet man. Die vier Thürme, die noch da ſtehen, ſind neu, und, wie die Mauern von Aſtrachan, aus alten Backſteinen erbaut. Beweiſe ihrer Neuheit ſind: der Kitt, der nur ein ſchlechter Thon und dem alten tatariſchen Kitt gar nicht zu vergleichen iſt; der neue Geſchmack am Holzwerk der Fenſter, und die glaſirten Backſteine,

die hier durcheinander gemiſcht ſind, da hingegen die Tataren ſie blos an Thüren und Karnießen gebrauchen. Es ſcheint, die Ruſſen haben ehemals einen ſchützenden Platz für ihre Schifffahrt auf der Achtuba daraus machen wollen, ſie hatten ſogar einen hölzernen Wachtthurm auf einem dieſer Thürme errichtet, der noch vorhanden iſt.

Einige Reiſende haben wohl geirrt, wenn ſie von Gräbern aus Backſteinen gewölbt ſprechen. Unter den Ausdrücken Magila, Kurgan, oder Buyor is Kirpitſch verſtehen die Ruſſen blos Ruinen, oder Hügel von Trümmern. Zwiſchen jenen vier Thürmen erblickt man auch noch neuere Ueberbleibſel von hölzernen Häuſern ohne Dächer, ohne Thüren und Fenſter, ohne Einwohner, außer Schlangen und Taranteln. Eine einzige arme, ruſſiſche Familie hat ſich noch da angeſiedelt wegen eines kleinen Handels mit den benachbarten Nomaden. Von den Schlangen begreife ich nicht, wie ſie an einem ſo hohen, trockenen Orte leben können, aber gewiß iſt, daß man keinen Schritt thun kann, ohne dieſen angenehmen Kreaturen zu begegnen. Mehrere Tataren und Kalmucken, die ſich einfanden, ſchienen ſich ſehr zu verwundern, hier Fremde anzutreffen. Abends ließen andere Gäſte ſich vernehmen, heulende Wölfe, die unter der jetzigen Garniſon dieſer alten Feſtung, nämlich einigen Hunden, großen Schrecken verbreiteten. Ich möchte keinem Hypochondriſten rathen, lange in Dgid-Hadgi zu verweilen, denn dieſe Ruinen, dieſe armſeligen Bewohner derſelben, dieſe unabſehbare Wüſte rings umher, dies

Ziſchen der Schlangen und Heulen der Wölfe, machen es zu einem der grauenvollſten Aufenthalte auf Gottes Erdboden.

Drei Tagereiſen von Ogid-Hadgi liegt ein einzelner Berg in der Steppe, den die Ruſſen Bogda-Gora, die Kalmucken Bogda-Ula nennen. Das Wort Bogda iſt mungoliſch, und bedeutet ſo viel als groß, anſehnlich. Wenn alſo das Kabinet von Petersburg dem chineſiſchen Kaiſer den Titel: Ew. Bogda-Chaniſche Majeſtät gibt, ſo heißt das nicht: der von Gott geſchenkte Chan, ſondern man bedient ſich blos eines alten Wortes, das in Rußland wahrſcheinlich zu der Zeit angenommen wurde, als die Mungolen über China herrſchten. Man erzählt hier vielerlei von dieſem Berge Bogda, unter andern: ſein Gipfel werde von einem kalmuckiſchen Genius bewohnt, der Niemanden über eine gewiſſe Höhe hinauf ſteigen laſſe, und den, der ihm trotzen wolle, in Abgründe ſtürze. Ein ſo wunderbares Abenteuer wäre ſehr reizend für mich geweſen, aber die Nächte fangen an kalt zu werden, die Tage ſelbſt ſind nicht mehr ſo warm, daß man nach einem derben Regen, oder nach naſſen Uebergängen über Ströme, ſich wieder trocknen könnte. Das kaum bekämpfte Fieber iſt mir furchtbarer als der Genius; ich thue folglich auf den Ruhm Verzicht, die ätheriſchen Einöden, welche er bewohnt, zu erklimmen.

Am 28. trat ich meinen Rückweg an, kam ziemlich ſpät zu der Horde, und ſah noch, wie die Gellongs dem Volke

mit vielen Ceremonien die Faſten, Matreg genannt, ankündigten. Abends fanden ſich Tſcherkaſſen ein, die man tanzen ließ. Daß ihr Tanz dem der Koſacken gleicht, iſt bei der Nachbarſchaft beider Völker eben nicht zu verwundern; allein wie kommt es, daß der Tanz der Norweger gleichfalls dem koſackiſchen ähnlich iſt? das vermag ich nicht zu erklären, aber geſehen habe ich es während meines Aufenthalts in Koppenhagen. Da ich eben von den Bewohnern des Kaukaſus rede, ſo will ich noch erwähnen, daß ich in Aſtrachan mehrere derſelben geſehen habe, unter andern eine Fürſtin der Tſchetſchnager; ihr dortiger Aufenthalt war eine Folge der Kriegsvorfälle. Sie iſt ziemlich ſchön und nach ihrer Art wohlerzogen, das heißt, ſie verſteht türkiſch, wie man es in Perſien redet. Uebrigens kann ſie von ihren National-Vorurtheilen ſich nicht losmachen. Ihr ſcheint ein Land ſehr langweilig, wo kein Straßenraub begangen wird, und ein geſtohlenes Band iſt ihr lieber als eine gekaufte Perlenſchnur. Sie rühmte: ſeit dem Anfang der Welt hätten die Fürſten ihres Hauſes immerwährend auf den Straßen von Tiflis und Tarku geraubt, und ſie möchte um Alles in der Welt nicht, daß ihre Verwandtinnen und Freundinnen erführen, ſie habe einen Mann geheirathet, der nicht vom Raube lebt. Ich meinte, ſie übertreibe; aber Tumen, der ihr Vaterland ſehr gut kennt, weil er mehrere Feldzüge dahin gemacht hat, erzählte mir, daß wenn ein Fürſt das edle Handwerk des Straßenräubers nicht eifrig genug triebe, die Vorübergehenden vor

ſeinem Hauſe eine Menge Steine auf eine beſondere Art zuſammen legten und ihn dadurch für ſeine Lebenszeit entehrten. Ueberhaupt ſtellen die Sitten des Kaukaſus ein ſeltſames Gemiſch von Wildheit und Edelmuth dar. Die Bewohner ſind räuberiſch, lügenhaft und treulos gegen Fremde, aber heldenmüthige Verächter des Lebens, biedere Verehrer der Gaſtfreundſchaft und die wärmſten, wahrhafteſten Freunde.

Am 24. Heute ſah man in der ganzen Horde, unter andern auch bei der Fürſtin Nurgiona, große Andachtsübungen. Auf ihren Knien lag ein Buch von einzelnen Blättern, welche ſie unter die Umſtehenden vertheilte, die ſelbige wie ein geiſtliches Lied abſangen. In den andern Girs wurde auch geſungen, oder man drehte Kurden, eine Art von Kreiſeln, von welchen man glaubt, ſie beten, wenn ſie ſich umdrehen.

Ich ging zum Lama, um Abſchied von ihm zu nehmen, und leitete das Geſpräch auf den Hof Galdan-Aſerm't, an welchem er in ſeiner Jugend gelebt hatte. Er ſagte mir: zu ſeiner Zeit habe man die Bevölkerung der vier Eleuthen-Stämme auf dreimal hundert tauſend Girs angeſchlagen, das heißt, nach Rechnung der Ruſſen, auf eine Million und achtmal hundert tauſend Seelen. Ueberdies möchten die, den kontayiſchen unterworfenen Tataren in der kleinen Bucharei, auch wohl viermal hundert tauſend Seelen ſtark geweſen ſein. Dieſe Tataren gleichen in Allem den aſtrachaniſchen, wohnen in

Städten und bauen Gärten. Zu seiner Zeit habe Galdan-Tserm eine Anzahl von ihnen kommen lassen, um an den Ufern des Ili Gärten anzulegen. Auch in diesem Lande gebe es einen Berg Bogda, auf welchem die Gellongs ihre Andacht verrichten. In der Gegend desselben habe er wilde Kameele gesehen, die sich von den zahmen in nichts unterscheiden, als daß ihre beiden Höcker wenig bemerkbar sind. Diejenigen, welche man jung fange, wären leicht zu zähmen, die alten aber zu nichts tauglich.

Zuletzt ging ich noch einmal zu der Fürstin, trank Thee bei ihr, und nahm Abschied von dem braven Tumen und seiner liebenswürdigen Familie.

Diesen Reisebericht will ich mit einer kleinen Predigt beschließen: ich meine, es wäre endlich einmal Zeit, die mungolischen und tibetanischen Bücherſammlungen zu benutzen, sowohl die, welche in den hiesigen Horden und in Sibirien gefunden werden, als auch die kostbare Sammlung der Petersburgischen Akademie. Pallas hatte hiezu einen gewissen Jahrig bestimmt, einen Herrenhuter von Sarepta, der anfangs bei dem hiesigen alten Lama studirt, dann zu den Burâten in Sibirien sich begeben, und auch dort lange Zeit in einem Gellongskloster gewohnt hat; allein man sagt, er sei gestorben. Ist das wahr, so sollte man darauf denken, seinen Verlust zu ersetzen, und das wäre nicht unmöglich, denn es gibt sowohl zu Sarepta als in Astrachan Leute, die wohl im Stande sind, mungolische Bücher gut zu übersetzen. Mehr Schwierigkeiten macht das

Tangit oder Tibetaniſche, denn nur die Gellongs verſtehen es, aber es mangelt ihnen die Kenntniß des Ruſſiſchen. Eben ſo verhält es ſich mit dem Gallikſchen, einer Mundart, die, ſo wie ihr Alphabet, zwiſchen dem Mungoliſchen und Tangutiſchen in der Mitte ſteht. Doch ein Wort vom Hofe würde Wunder thun.

Uebrigens verlohnt es gewiß der Mühe, denn man findet philoſophiſche, aſtronomiſche, mediciniſche Schriften, Stamm-Regiſter, Geſchichten und Mährchen. Von der letztern Gattung habe ich einige Fragmente erhaſcht, ganz im Geſchmack der Tauſend und Einen Nacht, und man hat mir von einer Geſchichte Uſchunderi-Chans erzählt, die man nicht ohne Thränen anhören könne. Möchte doch ein neuer Herbelot für die mungoliſche und tungutiſche Sprache aufſtehen, und das für ſelbige werden, was der alte Herbelot für die perſiſche und arabiſche war! Amen!

(Die Fortſetzung folgt.)

Die Reiſe des Grafen Potozky*).

(Beſchluß.)

Obgleich die gelehrten Forſchungen des Herrn Grafen hier nicht mitgetheilt werden ſollten, ſo iſt doch eine, auf die Kalmucken bezogene Stelle des Herodot ſo intereſſant, daß ſie dem Leſer nicht kann vorenthalten werden. »Am Fuße hoher Gebirge,« erzählt Herodot, »leben Menſchen, von denen man ſagt, daß ſie von Geburt an kahl ſind, ſowohl die Männer als die Weiber.«

(Die kalmuckiſchen Mönche ſcheren ihre Köpfe ganz glatt, und die Kinder, die einſt Prieſter werden ſollen, gewöhnlich der dritte Sohn, werden geſchoren, ſobald ſich Spuren von Haaren zeigen. Ehemals weihte man auch Mädchen zur Prieſterſchaft.)

»Sie haben eine ſtumpfe Naſe, ein großes Kinn und ihre eigene Sprache.«

(Hier iſt die Geſtalt der Kalmucken ſehr deutlich bezeichnet.)

»Sie kleiden ſich wie die Scythen und leben von Früchten.«

(Die Gellongs dürften eigentlich, nach der Strenge ihrer Ordensregel, nur Pflanzenkoſt genießen.)

---

*) In der frühern Ausgabe der Clio (8 Bände) iſt dieſe Fortſetzung im zweiten Bande abgedruckt.

Die Verlagshandlung.

»Der Baum, von welchem ſie ſich nähren, heißt der pontiſche, hat die Größe eines Feigenbaumes und trägt Früchte ſo groß als Nüſſe, dieſe zerdrücken ſie in ihren Kleidern, wenn ſie reif werden, dann läuft ein fetter, ſchwarzer Saft heraus, denn ſie Aſchi nennen, ihn aufſaugen, oder mit Milch vermiſcht trinken, oder auch Maſſen daraus bilden zur Speiſe.«

(Auf den Steppen an der Wolga findet man gar keine Bäume, auch ſind ſie viel zu weit von den Gebirgen, deren Herodot erwähnt, entlegen, als daß man den pontiſchen Baum da ſuchen dürfte. Aber zweierlei iſt zu bemerken. Aski bedeutet im Tatariſchen und Mongoliſchen alles Saure. Vermuthlich haben die Scythen dem Herodot dieſen Saft als ſauer beſchrieben, und er hat geglaubt, das Beiwort ſei der Name. Die Kalmucken an der Wolga bedienen ſich der kleinen Beeren der Ephedra monostachya, von ihnen Zergen genannt, die im Sande wachſen und nicht alle Jahre gedeihen, wenn ſie aber gut gerathen, ſo werden ſie ausgeſaugt, oder ein dicker Saft daraus gemacht, der, mit der Butter vermiſcht, ihr eine rothe Farbe gibt.)

»Jeder liegt unter einem Baume. Im Winter ſetzen ſie weiße dichte Hüte auf dieſe Bäume, die ſie im Sommer wieder wegnehmen.«

(Das ſind doch offenbar die Zelte von weißem Filze, die ſie nachher ohne Bäume zu befeſtigen gelernt haben.)

»Bis zu dieſen Kahlköpfen hin iſt alles bekannt, aber

Niemand weiß, was über ihnen liegt, weil noch Niemand die steilen Gebirge erklimmt hat.»

(Aus dieser Stelle folgt, daß die Kahlköpfe nahe an den Altoi-Gebirgen wohnten, nicht aber am Jeraus und den indischen Bergen. An den Seen Bolkasch und Sassan waren folglich ihre Wohnplätze, und das ist das wahre Land der Kalmücken.)

»Die Kahlköpfe sagen,» — ich glaube es aber nicht — »diese Gebirge seien von Menschen mit Ziegenfüßen bewohnt.»

(Solche Fabeln haben sich nicht nur bis auf die Zeiten des Marko Paolo, sondern sogar bis auf den heutigen Tag erhalten. Als der Lama mit dem Herrn Grafen von den Merkwürdigkeiten seines Landes sprach, sagte er: man glaube dort allgemein, es gebe wilde Menschen in der Wüste Charangui.)

»Und jenseits derselben finde man Menschen, die ein halbes Jahr lang schliefen.»

(Soll ohne Zweifel heißen, sie hatten eine halbjährige Nacht; ein neuer Beweis, daß die Kahlköpfe an Sibirien stießen.)

»Die Scythen sagen, es gebe bei ihnen eine Gegend, wo die Luft so voll von Federn ist, daß man nichts sehen noch weiter fortkommen kann. Ich denke aber, es schneit beständig in diesem Lande, und die Schneeflocken haben viel Aehnlichkeit mit kleinen Federn.»

(Diese Stelle widerlegt den Vorwurf der Leichtgläu-

bigkeit, den man dem Herodot gemacht hat. Er las seine Geschichte bei den olympischen Spielen vor, ganz Griechenland jauchzte ihm Beifall zu, Thucidides weinte vor Freude, Bewunderung und Nacheiferungstrieb. Die Nachwelt bestätigte das Urtheil der Zeitgenossen. Aber die Menschen ermüden leicht, immer dasselbe zu bewundern. Ctesias, der Arzt des jungen Cyrus, war einer der Ersten, der sich gegen Herodot erhob, ihn einen Lügner und Märchen-Fabrikanten schalt; aber seine Beweise waren sehr armselig. Einige Jahrhunderte später wiederholte Strabo diese Verunglimpfungen, besonders in Ansehung der Scythen, von denen er doch selber nichts wußte.)

Nach dieser kleinen Abschweifung begleiten wir den Herrn Grafen auf seiner weitern Reise. Kalmuk Basar, oder der Markt der Kalmucken liegt sieben Werste von Astrachan auf dem rechten Ufer der Wolga. Hier ist der Punkt, wo die in Gesellschaft lebenden Völker mit den Nomaden sich berühren und Handel treiben. Die Russen bringen Branntwein, Brot und einige schlechte Kramwaren dahin. Die Tataren holen dort Schafe für ihren Markt zu Astrachan. Die Tschirkassier arbeiten daselbst in Eisen und Leder. Die Kalmucken verkaufen ihr Vieh, ihre Filze und ihre Arme. Da sie sehr einfältig und leicht zu betrügen sind, so drängen sich die Kaufleute häufig nach Kalmuck-Basar und beleben diesen Ort. Südlich von demselben, auf einem angenehmen Hügel, steht das Haus

der Woronier, einer ſehr achtungswerthen Familie, die durch ihre Kenntniß der mongoliſchen Sprache und ihre Verbindungen mit den kalmuckiſchen Fürſten ſich auszeichnet. Beſonders iſt Tumen ihr vertrauter Freund, welches ſchon ein günſtiges Vorurtheil für ſie erweckt.

Nicht weit von dieſer Wohnung ſteht eine tatariſche Burg, in welche der Reiſende ſich für eine Zeit lang einquartirte. Die Tataren hatten damals (am 15. Juli) ihre Häuſer ſchon verlaſſen, und lagerten ſich auf den, an die Burg ſtoßenden Anhöhen, von wo ſie nach und nach in die Ebene hinab rückten, ſo wie die Gewäſſer der Wolga ſich zurück zogen. Aber nie entfernten ſie ſich weiter als einige hundert Schritte von der Burg. Dieſes Kampiren war alſo nur noch eine Rückerinnerung an ihre nomadiſche Lebensart, ſie thaten es gleichſam nur um friſche Luft zu ſchöpfen. Aber trotz der geringen Entfernung führten ſie doch ihre Mollahs, und dieſe wiederum tragbare Moſcheen mit ſich, eine Art von Hühnerhäuschen, in welchen ſie einen poſſirlichen Anblick gewährten. Den Frommen genügte noch nicht einmal an ſolchen Moſcheen, denn ſie ſchleppten auch noch kleine Kapellen aus Weidenzweigen geflochten mit ſich herum, in denen gerade ſo viel Platz war, daß ein Menſch ſich darin niederwerfen konnte. Diejenigen, deren Sitten ſchon etwas verfeinert ſind, halten ſich in einem kleinen abgeſonderten Lager auf, wo die Weiber der Kalmucken ihre Stutenmilch und getrocknetes Fleiſch verkaufen. Hier verbreitet oft die Dichtkunſt Anmuth und Fröh-

lichkeit. Der tatariſche Troubadour begleitet ſeinen Geſang mit einer zweiſaitigen Guitarre. Der Steg an dieſem Inſtrument berührt ſein linkes Ohr, er beugt den Kopf gegen die rechte Schulter hin, und heftet das Auge an den Boden, als ob er Gedanken oder Erinnerungen ſuchte. Die meiſten dieſer Gedichte ſind eine Folge von Allegorien, deren jede in zwei Verſen ausgedrückt iſt, die aber ſonſt in gar keiner Verbindung mit einander ſtehen. Zum Beiſpiel:

»Ich ließ in meinem Garten eine Blume, die von Niemand bemerkt wurde.« — »Ich reiſe und meine Füße ſtoßen auf einen ſteilen Hohlweg.« — »Mein Sperber und mein Roß kennen meine Stimme nicht mehr u. dgl.«

Wir haben keinen Sinn für dieſe allegoriſchen Aphorismen, der tatariſche Zuhörer hingegen iſt ganz Ohr, ſtützt ſein Kinn auf das Knie, und ſobald der Gedanke des Dichters ihn ergriffen hat, ſo thut er ſolches durch ein kurzes aber gellendes Geſchrei kund, worauf er wieder in ſchweigende Aufmerkſamkeit verſinkt.

Manche Lieder ſind mehr Ritter-Romanzen. Daß die Guitarre in den Händen der Jünglinge ein Dolmetſcher der Liebe wird, iſt begreiflich. Da Jedermann dem Edlen fast niente obliegt und die Wohnungen nur mit Weiden und Roſengebüſchen umzäunt ſind, ſo hat Amor leichtes Spiel. Die Bewohner eines Auls ſind ſämmtlich mit einander verwandt, darum nehmen ſie Weiber aus entfernteren Gegenden, aber zwiſchen Verlobung und Hochzeit verſtreichen oft Jahre, und man ſagt, daß während dieſer Zeit die

Vettern ihren hübſchen Mühmchen den Hof machen und nicht unerhört bleiben; wenigſtens hat der Graf Potozky weder zu Cadix noch Madrid ſo viele Liebeslieder die ganze Nacht hindurch ſingen hören. Der Monat Auguſt war hier eine fröhliche Zeit. Die Ernte der Waſſermelonen verbreitete überall Vergnügen und Thätigkeit; überall ſah man dieſe Frucht eſſen oder verkaufen. Die Arabos mit ihren knarrenden Rädern brachten ſie vom Lande, die Barken aus Aſtrachan führten ſie weg; Fluß und Ebene zeigten immerfort ein belebtes Gemälde. Nach dieſer Zeit wurde es immer ſtiller, und in den erſten Tagen des September bereitete ſich ein Jeder ſein bewegliches Landhaus in die Stadt zurück zu tragen. Dieſe Hütten wurden über die Mauern in den Hof geſchafft, und dort in einer Ecke aufgeſtellt, wo ſie denn wieder als Vorrathskammern dienten. Aber auch während der Auswanderung hatte die Burg immer noch einen Anſchein von Bevölkerung behalten, den ſie der Schifffahrt nach Aſtrachan, der Poſt und dem Handel verdankte. Den letzteren trieben die Tataren der Kuma, des Kuban, der fünf Berge und aller Winkel der Steppen. Kein Tag verging, wo man nicht eine ihrer Karavanen ankommen ſah. Es gab auch Koſacken von Jaik, welche die Sicherheit der Landſtraßen wieder herſtellen ſollten, und zaporogiſche Koſacken, die aus dem perſiſchen Kriege zurück kehrten. Endlich erſchien auch eine Geſandtſchaft der Kirgiſen, die freilich kein diplomatiſches Anſehen hatte. Sonſt ſtehen die Kirgiſen faſt in gar keinem

Verhältniß mit Aſtrachan, ſondern treiben ihren Handel in Orenburg. Kommt einer mit ſeinem Vieh auf den Markt, ſo ſtürzt alſobald ein Haufe ruſſiſcher Krämer und Dolmetſcher auf ihn los. Man reißt ihn vom Pferde, man zieht an Armen und Beinen ihn fort, Jeder will ihn in ſeine Bude ſchleppen. Dieſe Zudringlichkeit gefällt dem Kirgiſen, er läßt ſich aber nichts merken, ſondern beſtimmt ſich maſchinenmäßig für die Bude deſſen, der ihn am ſtärkſten zieht. Der Kaufmann kramt nun alles was er hat aus, um einen Tauſchhandel anzuknüpfen. Der Kirgiſe ſpricht kein Wort, und betrachtet alles mit Gleichgiltigkeit. Es wird Branntwein gebracht, man trinkt, man umarmt ſich, Alles umſonſt. Endlich, wenn der Krämer meint, der günſtige Augenblick ſei gekommen, ſo ergreift er den Kankruck des Kirgiſen (ſeine Peitſche), und zählt ihm aus allen Kräften ein Dutzend derbe Schläge auf. Nun entrunzelt ſich deſſen Stirn, er lächelt freundlich und der Kauf wird geſchloſſen, wobei er natürlich den Kürzern zieht.

Als der Graf nach Aſtrachan zurückkam, wohnte er einem, für ihn ganz neuen Schauſpiele bei, nämlich einem feierlichen armeniſchen Gottesdienſte, den der Erzbiſchof im prieſterlichen Schmucke hielt, und dabei eine Patriarchenmütze auf dem Haupte trug, die er, nach der Plünderung von Ararat, von den Perſern zurückgekauft hatte. Der Graf verſichert, dieſe Ceremonie habe ihn ergriffen und an die wundervolle Einfachheit der erſten Kirche erin-

nert. Einige Tage nachher kamen zwei Meliks (armeniſche Edelleute) mit mehr als fünfhundert wohlhabenden Familien, um ſich in Rußland anzuſiedeln. Dieſe Meliks waren höfliche, von den perſiſchen Angelegenheiten wohl unterrichtete Leute, und unterſchieden ſich von den gemeinen Armeniern ſehr zu ihrem Vortheil. Ehe der Reiſende Aſtrachan verließ, wünſchte er noch die Ufer des kaſpiſchen Meeres zu beſuchen, und machte eine angenehme Fahrt dahin in Geſellſchaft des Admirals Achmatow und deſſen Gemahlin; allein er fand nur überſchwemmte und mit Dornen bedeckte Küſten. Der ſchöne Anblick der Fiſchereien auf den Inſeln der Wolga entſchädigte ihn dafür. Eine Linie von kleinen Hütten aus Matten oder Roſengeſträuchen, Kränze, Angelhaken, Ankerboien, Taue, Fiſchreuſen, Körbe, Alles in Form von Guirlanden aufgehängt, dann wieder Flaggen, Bilder, Barken, Feuer dazwiſchen; dieſe große Mannigfaltigkeit gewährte die maleriſcheſte Anſicht. Am 26. September trat er ſeine Reiſe nach Kislar an. Kaum hatte er Kalmuck Bafar verlaſſen, als das bewohnte Land ſich aus dem Geſichte verlor. Man ſah nichts als Himmel und Steppe, und eine Menge mit Salz bedeckte Seen. Schwäne in der Luft und einige Kalmucken, die auf Kameelen reiſten, waren die einzigen lebenden Weſen, denen der Reiſende begegnete. Die erſte Poſt fand er auf freiem Felde gelagert, weil ſie der Ueberſchwemmungen halber dahin hatte verlegt werden müſſen. Tataren von Aſtrachan bedienen

die Poſt von Uſuruk mit ſchnellen aber ſchlechten Pferden. Oeftere Unglücksfälle würden unvermeidlich ſein, wenn der Weg nicht ſo breit wäre als die ganze Steppe.

Am 27. ſah der Graf nicht weit von Baſſy, an einem See, die Herden des Fürſten Sanguſcha, mit dem er ſo lange Zeit bei Tumen zugebracht hatte. Zwei Kameele, mit Waſſertonnen beladen, begleiteten ſie. Es war da ein kleines Dorf von kaſaniſchen Tataren, die wohlhabend zu ſein ſchienen, und viel auf ſchöne Grabmähler hielten; drei derſelben waren in arabiſcher Manier recht gut ausgehauen. — Ein See, unſern Bul Ali, erſchien mit einer zahlloſen Menge von wilden Gänſen bedeckt; man ſah nichts weiter, ſo weit das Auge reichte. Auch Kraniche, Trappen u. dgl. gab es in großen Herden, und ſie waren nicht ſcheu. Da das Poſthaus von Bul Ali abgebrannt war, ſo lebten die Tataren unter Gottes freiem Himmel, und der Schreiber ſchlief in einem Hüttchen von Geſträuch.

Am 28. erblickte der Graf zu ſeinem größten Erſtaunen ein großes Schiff mitten in der Steppe. Es hatte im vorigen Jahre einige Wochen lang ein heftiger Südoſtwind gewehet, der die ganze Gegend unter Waſſer ſetzte, und eine Menge Schiffe bis auf ſiebzig Werſte vom Meere wegtrieb. Man hatte ſie hernach zerlegt und fortgeſchafft, nur dies Eine war noch übrig.

Das Aeußere des Poſthauſes von Beth Aly war vielverſprechend, allein es hatte weder Dach, noch Fenſter, noch Diele, man müßte denn einige alte Breter Dielen

nennen, die den Taſten eines Klaviers glichen, wenn man ſie betrat; eine wahre Aeols-Orgel, auf welcher dieſer Tirann der Steppe den erſtarrten Reiſenden ſeine Arien vorheulte. In dieſen Gegenden zogen Kalmucken herum, die der Krone unterworfen, und, nach der Menge ihrer Kameele zu ſchließen, reich ſind. Hier fangen auch die ſogenannten Brackwaſſer an. Der Graf wollte Thee damit machen, es war aber nicht zu trinken. Zu Alabuga findet man das letzte Poſthaus, weiterhin nur Zimlanki, oder unterirdiſche Wohnungen. Menſchen, die zu Lande reiſen, werden wohl ſelten von widrigen Winden aufgehalten, das war aber jetzt der Fall unweit Belurs, denn die immer weiter ſich ausbreitende Ueberſchwemmung, die dieſer Wind verurſachte, nöthigte die Reiſenden zu großen Umwegen. Hoiduck iſt in dieſer Gegend ein bevölkerter Ort. Es wohnt nämlich da ein Lieutenant mit drei Soldaten, Aufſeher über die Salzſümpfe. Auch hat ein Armenier, der einen kleinen Handel mit Filz treibt, eine niedrige Hütte dort gebaut, die von den Tataren der kleine Palaſt genannt wird; vielleicht ſpottweiſe, ſo wie die Spötter von Chamonien die Hütte eines Ziegenhirten am Eisthal das Schloß von Montenvert nennen. Der Graf Potozky verließ die Hauptſtraße, um dem alten Bette der Kuma zu folgen. Hier entdeckte er unvermuthet ein nomadiſches Völkchen von Armeniern, deren Voreltern bereits eine Lebensart angenommen hatten, die ſich allerdings für dieſes Klima beſſer eignet, als der Ackerbau. Ihr Aul

war nicht zahlreich, und ſie hatten ſich mit einer kleinen Kalmucken-Uluſſe vereinigt. Zur Erklärung einer gewiſſen Stelle im Ptolomäus wünſchte der Reiſende zu erfahren, ob die Kuma ſich in das Meer ergieße oder nicht? In Aſtrachan hatte man ihm ſehr widerſprechende Nachrichten darüber mitgetheilt, und nach zwei Poſten von Kuma gänzlich falſch befunden; denn die Wahrheit iſt, daß die Kuma ſich ehemals durch drei Mündungen in das Meer ergoß, ſich aber jetzt in der Steppe ausbreitet, wo ihre Gewäſſer auf der großen Oberfläche, die ſie einnehmen, verdünſten. So wenigſtens erklärt er ſich dieſe Erſcheinung, die er übrigens dem Scharfſinn der Naturforſcher empfiehlt, und nur noch bemerkt, daß die Kuma der Fluß Udo des Ptolomäus iſt. Auf dem übrigen Wege bis Kislar bemerkte der Graf dann und wann Grabhügel (Mogila's), alte Denkmähler, die, wie er glaubt, zur Erforſchung der Völker dienen können, welche ehemals dieſe Gegenden bewohnten. Von der Kuma an hatte der Boden immer weniger Abwechslung, und wurde endlich zu einer, der Meeresfläche völlig gleichen Ebene; wo der Reiſende die beſte Gelegenheit hatte, jene optiſche Erſcheinung zu beobachten, deren Pallas und Gmelin erwähnen; nämlich der Sehwinkel wird erweitert, alle Gegenſtände ſcheinen weit größer, als ſie ſind, Menſchen gleichen Obelisken, Kameele den Bergen, und Haidekraut den nogayiſchen Wohnungen, die zehn Fuß hoch ſind. Oft reißet der Sturm Büſchel von ſolchem Haidekraut los, und treibt ſie auf der Steppe

herum, dann erſtaunt man, die ſcheinbar ungeheuren Maſſen ſich ſo ſchnell bewegen zu ſehen. Die oben genannten Profeſſoren ſchreiben dieſe Erſcheinung zitternden Dünſten zu. In dieſem Falle müſſen ſie doch nur auf ganz ebenem Boden ſo ſtark wirken. Eine ähnliche Täuſchung bemerkt man zur See, bei Sonnenaufgang, wo Schiffe und Ufer in der Luft zu ſchweben ſcheinen.

Auf dieſen ungeheuren Flächen wüthen die Stürme, allein man gewöhnt ſich daran, beſonders wenn man, wie der Graf Potozky, zwei Zergacks trägt. Dies ſind Röcke aus Pferdehäuten, dem Klima ſehr angemeſſen. Die Kirgiſen tragen deren mehrere übereinander, und ſehen deswegen ſo unförmlich aus. Die Nogayer bedienen ſich auch der langen weiten Beinkleider aus Pferdehäuten, und die Reiſenden würden wohl thun, dieſe Mode anzunehmen. Bei der Abfahrt von der letzten Station vor Kislar ſieht man, ſeit Aſtrachan, zum erſten Mal wieder einen Baum. Bald nachher entdeckt man die Pappeln, welche Kislar krönen.

Eine Fähre bringt den Reiſenden über den Torok, und nun befindet er ſich in einer Stadt, die keiner europäiſchen gleicht. Die Häuſer, die Mauern, die Dächer, alles beſteht aus Thon. Die letztern ſind ſo flach, daß man ſie Teraſſen nennen könnte. Böſe Fieber hatten dies Jahr fürchterlich gewüthet, entweder eine Wirkung der großen Hitze, oder der aus Perſien ſich verbreiteten Anſteckung. Im Poſthauſe war noch Niemand ſo geſund, daß er dem Ankommenden

die Thür öffnen konnte. Er bezog eine Wohnung bei einem Armenier, wo eben erst zwölf Kranke genesen waren. Die Genesenden sind darum noch nicht außer Gefahr, denn oft folgen Ruhr und Wassersucht auf diese Fieber. Der Winter ist die einzige Jahreszeit, wo ein Fremder hoffen darf, in Kislar gesund zu bleiben.

Ein angenehmes Gehölz stößt an die Stadt. Die Vogelfänger treiben da ihre Kunst in grotesker Tracht; man möchte sie für Waldgeister halten. Sie machen sich nämlich große, abgestumpfte Kegel von in einander geflochtenen Zweigen, in die sie hinein kriechen, und nur den Kopf heraus gucken lassen; aber auch diesen bestreuen sie mit Moos, Kräutern und Zweigen, und in dieser Equipage spucken sie um ihre Netze herum. Am 3. Oktober begleitete der Graf Potozky einen General nach dem Posten Laskiuren, wo die Grenze der Kumücken ist. Einige Kanonen und dreißig Mann Wache beschützen ihn. Ein Kosack steht als Feldwache auf einem Baume, von dem er die ganze Ebene überschauen kann. Der berühmte Schwärmer, Sheik-Mansur, eroberte einst diesen Posten, was ihm freilich wenig Mühe machte, denn er wurde blos von einigen alten Invaliden vertheidigt, und die Laffetten der Kanonen waren verfault. Sheik-Mansur baute eine bewegliche Brustwehr von Faschinen auf Rädern und bediente sich derselben mit ziemlichem Vortheil, wurde aber doch gefangen und nach Schlüsselburg geschickt.

Die Reisenden begegneten ungeheuren Karavanen von

Unterthanen des Schemkals, welche Früchte nach Aſtrachan brachten. Dort werden ſie in Fahrzeuge geladen, um in Petersburg verzehrt zu werden. Vormals durften die Bergbewohner nur bis Kislar kommen, allein dieſe Stadt hat ihr Stapelrecht verloren.

Hier lernte der Graf einen tſchirkaſſiſchen Prinzen, Jeol, kennen, aus der Familie jenes Bokowitz, der, zu den Zeiten Peter des Großen, in dem Feldzuge nach China umgekommen. Es ſah ſtattlich aus, wenn er zu Pferde mit Pfeilen nach Geflügel ſchoß. Der gelehrte Reiſende, dem ſehr darum zu thun war, richtige Begriffe von der awariſchen Nation zu bekommen, fand ſeine Lage zu Kislar in dieſer Hinſicht vortheilhaft, denn ſein Wirth ſchickte oft Waren dorthin, und noch neulich hatte der Chan der Awaren, Uma genannt, eine Pendeluhr von ihm begehrt, welche die Stunden ſchlüge, ein in ſeiner Hauptſtadt Chamſey unerhörtes Wunderwerk. Sein deshalb erlaſſener Brief war in georgiſcher Sprache von einer ſeiner Frauen, einer entführten georgiſchen Prinzeſſin, geſchrieben. Die Stadt Chamſey, die ungefähr die ganze Völkerſchaft in ſich faſſen mag, zählt gegen tauſend Häuſer.

Am 5. Oktober ſah der Graf in der Feſtung die Geißeln von den Völkerſchaften Jeguſch, Iſſut und Tſchetſcheng. Die meiſten waren krank, Einige lagen in den letzten Zügen, Andere ſchienen ſich zu beſſern. Zwei Ruſſen und ein Tatar, die den Lesgiern entſprungen waren, langten zu Kislar an. Sie hatten zwölf bis fünfzehn

Jahre in der Sklaverei zugebracht, und während dieſer Zeit mehrmals die Flucht ergriffen, allein man hatte ſie immer wieder erwiſcht, geſchlagen und mit glühenden Eiſen gebrannt. — Der Graf beſuchte die Gemahlin des Generals Goritſch, der in Polen gedient hat. Sie war eine tſchirkaſſiſche Prinzeſſin und benahm ſich ſehr anſtändig. Der General hatte ſie entführen müſſen, weil er kein Prinz war.

Der wißbegierige Reiſende ſtudirte jetzt das Kumuck-tatariſche, eine Sprache, die vom Terok bis an den Kaukaſus, und noch weiter in ganz Dageſtan geſprochen wird. Sie unterſcheidet ſich ſo ſehr von allen tatariſchen Mundarten, daß man in dem Volke, von welchem ſie geſprochen wird, die Ueberbleibſel einer großen Nation, nämlich der Cumanier, nicht verkennen kann. Dieſe waren die Polowzer der ruſſiſchen Jahrbücher, und ließen ſich größtentheils in Ungarn nieder, wo ſie ihren Namen beibehielten, und auch ihre Sprache erſt in dem vorigen Jahrhundert außer Gebrauch kam.

Am 7. Oktober langten Große von des Schemkals Hofe an. Dieſer Fürſt iſt bekanntlich Herr von Dageſtan. Er heißt Mackti und reſidirt zu Tarku. Die Kumücken haben noch viele ſcythiſche Gebräuche beibehalten. Stirbt einer ihrer Fürſten, ſo werden ſeinem Lieblings-Gaule die Ohren abgeſchnitten, und die Höflinge müſſen ſich das Geſicht zerfetzen. Valentin, der Geſandte des Kaiſers Juſtin an den türkiſchen König Turpant, mußte mit ſeinem ganzen Gefolge dieſem beſchwerlichen Ceremo-

niel ſich unterwerfen. Vor nicht langer Zeit mußten noch die Sklaven ihre Ohren bei ſolchen Gelegenheiten hergeben; oder wurden gar, wie bei den Scythen, erdroſſelt.

Am 8. Oktober kam ein Koſack, der ſich aus der Gefangenſchaft der Tſchetſcheren losgekauft hatte. Dieſe Wilden haben einen Tatar bei ſich, der ruſſiſch verſteht, und ihnen behilflich iſt, den Koſacken alle nur erſinnliche böſe Streiche zu ſpielen. Dieſe bleiben ihnen aber auch nichts ſchuldig, verkleiden ſich in Kaufleute, locken die Tſchetſchern auf dieſe Weiſe an ſich, und erſchießen ſie dann. Es ſind gleichſam galante Wettkämpfe, in denen ihr Geiſt ſich entwickelt. — Dem Grafen wurde Hoffnung gemacht, einen ackerbauenden Juden aus Schirwan zu ſprechen, und, was ihn noch mehr intereſſirte, einen Bürger des Freiſtaates Kuberſcha, eine Republik, die er das Genf des Kaukaſus, den Vereinigungspunkt von Kenntniſſen und Betriebſamkeit nennt.

Den 9. Oktober wollte der Graf Potozki mit dem ſchönſten Karmin in ſeine Schreibtafel bezeichnen, weil er an dieſem Tage faſt die Gewißheit erlangte, daß die alaniſche Nation noch mit ihrer Sprache, ihren Namen und vielleicht mit ihren Sitten im Kaukaſus exiſtire. Er empfing dieſe Nachricht von David Eviſtay, Fürſten von Madſcha in Imirete. Dieſer Mann war, als Geſandter ſeines Königs nach Georgien, von den Oſſetten gefangen und drei Jahre in der Sklaverei gehalten worden, worauf er nach Rußland kam.

Am 10. Oktober. Paul Katuſtu, der Bruder des Mannes, bei dem der Graf Potozky wohnte, kehrte von Kubeſcha zurück. Dies iſt auch ein Freiſtaat, deſſen Einwohner ſich Franken nennen und ſehr geheimnißvoll ſind. Kaufleute werden dort gut aufgenommen und unglückliche Fürſten finden bei ihnen für ſich und ihre Reichthümer einen ſichern Zufluchtsort. (Eine Nachricht, die vielleicht in Europa manchem unglücklichen Fürſten willkommen ſein würde.) Die Kubeſchaner werden auch nie von ihren Mitbewohnern des Kaukaſus gefangen oder zu Sklaven gemacht. Sie verfertigen Feuergewehre, die in ganz Perſien ſehr geſucht werden. Paul Katuſtu ſah Häuſer, worauf Bilder von Thieren und alte Inſchriften waren. Es iſt möglich, daß dieſes Volk, durch den Namen Franken, den es ſich beilegt, nur ausdrücken will, es ſei der katholiſchen Religion zugethan. Vielleicht iſt es lesgiſchen Urſprungs; vielleicht brachten die flüchtenden Genueſer ihnen ihren Glauben und ihren Kunſtfleiß. Die Herrenhuter von Sarepta ſchickten einmal zwei ihrer Brüder nach Kubeſcha, allein die Miſſion war fruchtlos. Man ſagte ihnen: die Bürger dieſer Stadt ſind blos Manufakturiſten, treiben keinen Ackerbau, haben alſo nicht Brot genug, um neugierige Fremdlinge zu füttern. Und mit dieſem Beſcheid mußten die mähriſchen Brüder ſchnell wieder abreiſen. Es gibt bei den Lesgiern noch mehrere durch Kunſtfleiß ſich nährende Freiſtaaten, wie z. B. Djar, das viel Wein und Seide gewinnt.

Am 11. Oktober empfing der Graf einen Beſuch von dem Sohne des General Goritſch, einem Kinde von noch nicht fünf Jahren, das aber ſchon ſehr kühn ritt. Er benutzte dieſe Gelegenheit, um den Mentor des Knaben, einen jungen einnehmenden Tſchirkaſſier, diejenigen Worte ſeiner Sprache ausſprechen zu laſſen, die in dem großen vergleichenden Wörterbuche ſtehen. Es fand ſich, daß ſie da ſchlecht ausgedrückt ſind. Es ſoll aber auch außerordentlich ſchwer ſein, dieſe Sprache, die dem Gezwitſcher der Vögel gleicht, mit unſern Buchſtaben zu ſchreiben.

Am 12. gab des Grafen armeniſcher Wirth ihm zu Ehren ein prächtiges Gaſtmahl, welches durch eine, für den Gaſt ſehr angenehme Unterhaltung gewürzt wurde, denn er ließ ſich in die Geheimniſſe des politiſchen Gleichgewichts des Kaukaſus einweihen, und meint, in dieſen Gebirgen durchkreuzten ſich eben ſo verſchiedene Intereſſen, als in Europa zur Zeit des weſtphäliſchen Friedens (oder auch jetzt).

Paul Katuſtu, der an Hypochondrie litt, und den Grafen wegen ſeiner Geſundheit bisweilen zu Rathe zog, brachte mit großer Freude eine Eule von der Gattung der Schuhus, und hoffte mit Zuverläſſigkeit eine baldige Geneſung, weil die Tataren dem Fleiſche dieſer Eule eine große mediciniſche Kraft, beſonders eine ſchweißtreibende, zuſchreiben. Die Einbildungskraft mag wohl das ihrige dabei thun, denn der Graf ſpeiſte ſelbſt eine Keule von dieſem Vogel, fand das Fleiſch ſehr fett, ſpürte aber nicht die mindeſte Wirkung davon.

Am 15. hatte er endlich das, für ihn als Geſchicht- und Sprachforſcher köſtliche Vergnügen, einen Kubeſchaner zu ſehen, zwar nicht aus der Stadt ſelbſt, aber doch aus einem der acht dazu gehörigen Dörfer, wo dieſelbe Sprache geredet wird. Es war ein ſchöner Mann, Namens Maſſa-Ben-Ahmed, offen, heiter, furchtlos. Er beantwortete alle Fragen mit großer Beſtimmtheit. Die Kubeſchaner haben keinen Herrn, führen nie Krieg, bezahlen keine Art von Auflage, haben nicht einmal eine Regierung; nur ihr Mollah iſt Schieds-Richter in Prozeſſen (glückliches Volk). Ein wenig eitel war Maſſa-Ben-Ahmed, denn er ſah ſich gern im Spiegel. Von ſeiner Sprache ließ der Graf ſich ein Wörterbuch diktiren, es wurde ihm aber ſehr ſauer es nachzuſchreiben, denn die Worte klangen wie Entengeſchnatter, die Zuhörenden mußten lachen und der Kubeſchaner lachte ſelber mit. Der gelehrte Reiſende beſchäftigte ſich nun eine Zeit lang ganz mit ſeiner Karte über den Herodot, die er lange in ſeinem Kopfe herumtrug, wie Jupiter die Minerva. Als ſie jetzt daraus hervorging, fand er, daß nicht nur alle Entfernungen und Grenzen einander vollkommen entſprachen, ſondern auch mit dem Zuge des Darius und der Karavanenſtraße von Boryſthenes übereinkamen. Er verſichert, daß das ganze 4. Buch des Herodot griechiſch und franzöſiſch auf ſeiner Karte zu finden ſei, fügte aber hinzu, es mache ihm kein Vergnügen mehr, ſeine Werke drucken und ſtechen zu laſſen, weshalb er nur Abſchriften davon beſorgen wolle, damit

ſie nicht ganz verloren gingen. Schließlich bemerkt er, daß er von den Meinungen der Herren Mannert und Gatterer ſich oft aus guten Gründen habe entfernen müſſen.

Am 24. Oktober begleitete er den General Kiſchelow nach Urtſchink, einem Koſacken-Poſten am Terek. Hier ſah er Stutereien und machte die Bekanntſchaft eines Prinzen Kaituka, des älteſten Sohnes und Erben des zu Akſai herrſchenden Hauſes, denn die kumückiſchen Fürſtenthümer ſind lauter Seniorate, wie der Thron des Sultans von Konſtantinopel. Dieſer Prinz verbarg unter einem finſtern Aeußeren ein gefühlvolles Herz, und eine, nur ihm eigene Abneigung vor Räuberei; denn alle andere Fürſten des Kaukaſus, von welcher Familie ſie auch ſein mögen, ſetzen ihren ganzen Ruhm in dieſe erhabene Kunſt (die ſich leider immer weiter verbreitet). Kaituka war eine Art von Philoſophen, der nichts zu erobern trachtete als die Herzen ſeiner Unterthanen. Er blieb ſo arm als Diogenes und hatte nicht einmal eine Frau. Bald darauf kam noch ein anderer Prinz, Murtaſſali, ein Knabe von fünf Jahren, der ein ſo großes Pferd ritt, daß ſeine Füße nicht bis an das Ende des Sattels reichten. Aber dieſer Sattel war vorne und hinten mit hölzernen Andreas-Kreuzen verſehen, die wiederum durch Stäbe mit einander verbunden waren, auf welchen des Kindes Achſeln ruhten. So eingepackt ſaß es ganz ſicher. Außerdem wurde es von einem jungen Nogoyer, ſeinem Mentor, auf jedem Schritte begleitet und bewacht. Denn die Prinzen des Kaukaſus

werden nie bei ihren Eltern erzogen. Hingegen ist dort auch nichts heiliger, als das wechselseitige Band zwischen dem Hofmeister, dem Zöglinge und dessen Eltern. Nur was das Rauben betrifft, da empfängt der Prinz die gewöhnliche kaukasische Moral, und die erste Anwendung, die er von diesem Unterrichte macht, ist, daß er seinen Hofmeister bestiehlt und davon läuft, welches der ganzen Familie die größte Freude macht. Eine lykurgische Gesetzgebung. Ueberlebt der Mentor seinen Telemach, so erbt er dessen bewegliches Vermögen, muß sich aber jedes Ohr halb abschneiden. Auch dem Lieblings-Rosse des Verstorbenen werden die Ohren abgeschnitten und Niemand kauft es.

Die Fürsten der Schaitaken — auch eine von den zahllosen Völkerschaften des Kaukasus — sind von Vater auf Sohn die grausamsten Räuber. Einer derselben ließ den Professor Gmelin aufheben und in Ketten umkommen. Damals führte ein großer Parteigänger, Herr von Meden, das Kommando an der Linie. Dieser rächte Gmelin's Tod, das ganze Land verwüstend und sogar die Hauptstadt desselben durch Feuer zerstörend. Seit der schönen Helena bis auf den Professor Gmelin hatte wohl keine Entführung einen Krieg zwischen Europa und Asien entzündet. Die Geschichte ist merkwürdig und der Herr Graf verspricht, einst die Annalen der Literatur damit zu bereichern.

Von den Trauergebräuchen der Kumücken bei dem Tode eines ihrer Fürstenkinder erfuhr er hier noch einiges.

Vormals mußte die Amme ſich Haare und Augenbraunen ausreiſſen und ſich lebendig begraben laſſen. (Durch Schuld der Amme wird alſo wohl nie ein Fürſtenkind umgekommen ſein.) Man ſtellte ſie in eine tiefe Grube, den Kopf mit einem durchlöcherten Topf bedeckt, und gab ihr zu eſſen. Aber ſie mußte mehrere Wochen lang in dieſer beſchwerlichen Lage verharren, und folglich ſtarben die meiſten daran. Noch jetzt verſammeln ſich alle Frauen aus der Familie ſechs Wochen lang täglich, entblößen ſich bis auf den Gürtel und zerfleiſchen ſich den Leib.

Die Jaguſchen ſind ein ſtolzes, hochherziges Volk. Sie bringen ſich lieber um, ehe ſie ſich zu Sklaven ergeben. Paul Katuſtu erzählte, als er im Bade zu Enderi geweſen, habe ein Jaguſch ein junges Mädchen ſeines Landes dahin zum Verkauf gebracht. Ein Schirwaner Jude bot zweihundertundvierzig Rubel in perſiſchen Stoffen. Der Handel wurde abgeſchloſſen und Käufer und Verkäufer entfernten ſich einen Augenblick um die Stoffe zu beſehen. Da ſagte das Mädchen zu den Umſtehenden: »Ich bin eine arme Waiſe, die jeder ungeſtraft beleidigen kann. Mein Führer hat mir die Ehe verſprochen und verkauft mich nun, um ſeidene Kleider zu bekommen. Aber dieſe Kleider ſoll er nimmermehr tragen.« Mit dieſen Worten ging ſie in den Garten und hing ſich an einen Baum. Die Jaguſchen ſind Heiden und beten Felſen an. Ihre Namen entlehnen ſie von Thieren; der Eine heißt Ochs, der andere Schwein, Hund u. ſ. w. Die Weiber führen noch drolli-

gere Namen, z. B. Aſſir wachara (die ein Kalb reitet) Oſſiali wachara (die einen Hund reitet) u. ſ. w. Iſt ein Jaguſch Jemanden unter den benachbarten Völkern etwas ſchuldig und bezahlt nicht, ſo geht der Gläubiger zu ſeinem Kumack, das heißt: ſeinem Gaſtfreunde unter den Jaguſchen, klagt ihm ſeine Noth, fordert ihn auf, ihm die Zahlung zu verſchaffen, und droht: »Thuſt du es nicht, ſo habe ich einen Hund mitgebracht, den werde ich auf den Gräbern deiner Familie tödten.« Bei dieſer ſchrecklichen Drohung zittert der Jaguſche. Läugnet er die Schuld, ſo muß er ſie abſchwören.

Da werden Hundsknochen mit Hundskoth vermiſcht, und vor den heiligen Felſen, Jerda, gebracht. Hier ruft der Schwörende mit lauter Stimme: »Wenn ich die Wahrheit verläugne, ſo ſollen die Todten meiner Familie die Todten von der Familie meines Anklägers auf den Schultern tragen, und zwar auf dieſem Wege, wenn es geregnet hat, und die Sonne ſticht.« Dieſelbe Ceremonie findet noch öfter bei Dieben ſtatt, denn die Jaguſchen ſtehlen öfter als ſie leihen. Stirbt einem Jaguſchen ſein Sohn, ſo kommt ein anderer, dem ſeine Tochter geſtorben iſt, und ſpricht: »Dein Sohn kann in jener Welt eine Frau nöthig haben, ich gebe ihm meine Tochter, zahle mir die Mitgift.« Ein ſolcher Antrag wird nie abgewieſen, obgleich die Mitgift bis dreißig Kühe beträgt. Sie nehmen fünf und mehr Weiber. Nach des Vaters Tode heirathet der Sohn ſie Alle, außer ſeiner eigenen Mutter, die aber doch auch Einer ſei-

ner Brüder heirathen kann. Wenn man dieſe ruchloſe Sitte einem Jaguſchen vorwirft, ſo antwortet er: »Mein Vater hat bei meiner Mutter geſchlafen, warum ſollte ich denn nicht bei ſeinem Weibe ſchlafen?« Die Kunſt zu ſchreiben betrachten die Jaguſchen als ein Wunder, welches das Chriſtenthum und der Mahomedismus zum Beſten ihrer Anhänger immerfort bewirken. Dennoch ſind und bleiben ſie dieſen Religionen abgeneigt. Zwei Brüder dieſer Nation waren in die Türkei verkauft und Muſelmänner geworden, in Mekka geweſen, und hatten endlich ihre Freiheit wieder erlangt. Als ſie in ihr Vaterland zurückkamen, fanden ſie ihre Mutter noch am Leben, bekehrten ſie, wollten dann auch ihre Landsleute bekehren, und predigten mit heiligem Eifer gegen die Verehrung der Felſen. Da ſagten die Jaguſchen: »Ihr predigt eine Lehre, die ihr als Sklaven erlernt habt; wir mögen nichts davon, packt euch fort, und laßt euch nie wieder blicken.« Die Brüder zogen ungehindert in ein anderes Land, ein Beweis, daß die Religion der Jaguſchen weit toleranter iſt als die chriſtliche. Alle dieſe Nachrichten hat der Graf Potozky aus dem Munde eines tſchetſchiſchen Geſandten, Namens Urus, geſammelt, der ihm oft die Ehre anthat, ſeinem Branntwein zuzuſprechen.

Am 8. November ſchrieb der gefühlvolle Reiſende folgenden Herzens-Ausbruch nieder: »Heute ſah ich zum erſten Mal die Gipfel des ungaſtfreundlichen Kaukaſus. Horaz's Verſe brachten meiner Eigenliebe wieder in Er-

innerung, daß ich einſt durch die brennenden Syrten gekommen bin. Neunzehn Jahre ſind ſeit meiner erſten Reiſe nach Afrika, verfloſſen. Fern iſt dieſe Zeit von mir, aber dieſelben Beweggründe leiten und halten mich noch. Die Lernbegierigen gleichen mehr oder minder dem Archimedes, den ein Soldat des Metellus wohl tödten aber nicht zerſtreuen konnte. Ich ſegne dieſe Abgezogenheit der Gedanken, die, mitten in dem furchtbaren Chaos, in welches unſer Jahrhundert geſtürzt iſt, mir einſame, friedliche Ergetzungen gewährt. Wie viele Begebenheiten ſeit dieſen neunzehn Jahren! Umgeſtürzt ſind Reiche, getrennt Königreiche, andere wieder vereinigt, noch andere in ihren Grundfeſten erſchüttert und noch ſchwankend. Man glaubt, die Fabel-Felſen der Symplegaden mit fürchterlichem Geräuſch an einander ſtoßen, und die in ihren Wirbel gezogenen Vögel zermalmen zu ſehen. Heil mir, daß ich keiner der Zermalmten bin! Mit dieſem Gefühl will ich meinen Winter ruhig am Fuße jenes berühmten Gebirges, der Wiege der Menſchheit, verleben und dem Urſprung der Nationen nachſpüren. Glücklicher noch, wenn ich hier von der übrigen Welt gar nichts erführe! Doch leider iſt die wildeſte Höhle vor den Neuigkeiten des Tages nicht mehr verſchloſſen; ſie ſchallen in jeder Woche einmal von den Echo's des Kaukaſus, wie von denen der Alpen wieder!"

Am 9. November beſah der Graf die ſtolzen Scheitel des Walles von Gog, rief die Schatten Bocharts und Huets hervor, und machte einen Kommentar zu dem

acht und dreißigſten Kapitel des Ezechiels, welches für die Geſchichte der Scythen ſehr wichtig ſein ſoll.

Der 10. November war dem Beſuche des Fürſten Kutſchuk von Bragun beſtimmt, eines Mannes von großem Rufe, den er auf den Heerſtraßen erworben hatte. Jetzt trieben ſeine vier Söhne das rühmliche Handwerk mit gleichem Glücke, der Vater ruhte auf ſeinen Lorbeern aus, und begnügte ſich damit, alle Räuber in der Gegend zu beſchützen. Der Graf hatte eine Begleitung von zehn Koſacken bei ſich, die ihm Reſpekt verſchaffte. Die Reſidenz Bragun iſt ein großes ſchönes Dorf an der Sundja. Kutſchuck erwartete ihn am Eingang eines Pavillons, umarmte ihn ſehr herablaſſend, ließ ihn hineintreten und nöthigte ihn, am Kaminfeuer auf die Platte vor demſelben ſich niederzulaſſen. Er ſelbſt ſetzte ſich in einen weiten Lehnſtuhl, der faſt wie ein Thron ausſah, doch ſchlecht gearbeitet war. Daneben ſtand ein Sofa, vermuthlich auch das Werk eines Zimmermanns, aber mit einem Teppich bedeckt, der ihm doch ein möbelartiges Anſehen gab. Nach den üblichen Komplimenten wurde der Tiſch gedeckt, das heißt: man brachte ein ſehr großes rundes Bret von Meſſing, in deſſen Mittelpunkte eine Schüſſel voll Reis ſtand, um dieſe waren verſchiedene Braten geordnet, und den äußerſten Rand bildeten kleine viereckichte Brote, auf deren jedem ein Hammel-Rippchen lag.

Der Gaſt machte dieſer köſtlichen Mahlzeit Ehre, ſo viel in ſeinen Kräften ſtand. Kutſchuk ſetzte ſich nicht zur Tafel, ſon-

dern auf den Sofa. Der Kadi und der Molah erſchienen und nahmen ihre Plätze neben dem Fürſten. Der Letztere zeichnete ſich durch ein leinenes Band um ſeine Mütze, und durch einen langen zugeſpitzten Bart aus, der ihm bis auf den Gürtel herab hing. Des Bartes Spitze war auf eine drollige Weiſe aufwärts gerichtet, und der Mollah heftete die Augen ſtets darauf, ohne Jemanden eines Blickes zu würdigen, oder anders als einſilbig zu antworten. Der Graf errieth bald, daß dieſer geiſtliche Stolz nur in einer Wallfahrt nach Mekka ſeinen Grund haben könne, eine Reiſe, die dort ziemlich ſelten iſt. Wirklich war er über Egypten dahin gekommen. Es ſchien einmal als ob ihm Rede abzugewinnen ſei, allein er brach bald wieder ab, um ſchweigend ſeine Bartſpitze zu betrachten. Kutſchuk nahm das Geſpräch wieder auf, und erzählte, daß ſein Mollah einige Beis von Egypten recht gut kenne, welches beweiſt, daß die Mammelucken mit ihrem Vaterlande ſtets in einiger Verbindung bleiben. Dann ſprach der Fürſt von den Familien des Kaukaſus. Mit vieler Selbſtzufriedenheit verſicherte er, daß er von den Khanen der Krimm abſtamme, und im Kaukaſus keine Verwandten habe, außer dem Khan der Awaren, ſein Freund und Bundsgenoſſe und ein eben ſo großer Räuber als er ſelber. Die awariſchen Gebirge zeigte er dem Grafen aus dem Fenſter, und ſie ſchienen ſo nahe, daß dieſem eine große Begierde anwandelte dahin zu gehen, welches eben nicht ſchwierig iſt, allein die Rückkehr deſto unſicherer. Die Unterredung wurde in tür-

kiſcher Sprache geführt, deren Erlernung zur Erziehung eines Prinzen gehört. Die Dolmetſcher verſtanden ſie nicht. Der Beſuch währte bis gegen Abend, worauf Kutſchuk ſeinen Gaſt auf das linke Ufer des Terek begleitete, um dort ſeine Schafe weiden zu laſſen. Er fand aber keine gaſtfreie Aufnahme, denn man traute dem friedlichen Hirten nicht. Das Haus, welches der Graf Potozky jetzt bewohnte, war einſt das Hauptquartier des berühmten Medem, der die Linie angelegt und ſich im ganzen Kaukaſus ſo furchtbar gemacht hat, daß man, um ſchreiende Kinder zu ſchrecken, noch jetzt ſagt: Der taube General kommt! (denn er war harthörend). Es ſind noch Spuren von Befeſtigungen übrig, die von großem Nutzen geweſen ſein mögen, denn nicht ohne Schaudern betritt man das nahe Gehölze, welches mit Kreuzen und Grabſteinen überſäet iſt. Im Walle von Schedria verſteckten ſich vormals die Tſchetſchaner. Wenn ein Reiſender kam, ſo erſchoſſen ſie deſſen Führer und Pferde, legten ihm dann einen Knebel in den Mund, ein Stück Holz, das mit einem Riemen um das Genick befeſtigt wurde. Ging er nicht gutwillig, ſo wurde er, an Armen und Beinen gefeſſelt, bis an das Ufer des Terek getragen. Hier band man ihm Schläuche unter die Arme und legte ihm einen Strick mit einem beweglichen Knoten um den Hals. So wurde er in's Waſſer geworfen. Wollte er ſich nicht ſelber erdroſſeln, ſo mußte er aus allen Kräften den Strick halten. Zwei Schwimmer zogen ihn daran fort. Am jenſeitigen Ufer ſetzten ſie ihn zu

Pferde, und verloren ſich mit ihm in den Gebirgen. Selten ermorden ſie diejenigen, von denen ſie ſich ein gutes Löſegeld verſprechen. Jetzt ſtehen, vom Monat Juli an, Koſacken-Poſten auf der andern Seite des Fluſſes, und dieſe Entführungen ſind ſeltener geworden.

Am Schluß dieſer Erzählung bricht der Graf Potozky in folgende merkwürdige Apoſtrophe aus: »Ehre den Räubern des Kaukaſus! Ihre Herzen ſind mehr werth als die der europäiſchen Menſchenfreunde. Ich las in der Hamburger Zeitung aus Konſtanz vom 2. Oktober: Man hat einen Ausgewanderten todt auf der Landſtraße gefunden, man öffnete ihn, und in ſeinem Magen fand ſich Leder und Tuch. Welche Gräuel in dieſen wenigen Zeilen! Gewiß würde dergleichen hier nicht geſchehen, und doch hat der Tſchetſchener oft keine andere Nahrung als eine Hand voll Hirſe.

Am 12. November trat er ſeine Reiſe nach Mosdock an. Zu Naur fand er den General Sawellion, der, unter allen Ruſſen, den Kaukaſus am beſten kennt. Er beſtätigt die Meinung des Grafen, daß von Derbent bis Mosdock nur drei Völkerſchaften wohnen, die Lesgier, die Miſcheger und die kumückiſchen Tataren. Allein weder er noch ſonſt irgend Jemand kennt die Völker, die auf der Rückſeite der Gebirge und in den Thälern wohnen, und das ſind gerade die hiſtoriſchen Völker.

Am 15. beſuchte der Graf, im Geleite von zwölf Koſacken und ſechs Jägern, einen tſchetſchaniſchen Fürſten,

deſſen ſchönes Dorf auf einem Hügel lag, und bei dem es in allen Stücken eben ſo herging, wie bei Kutſchuck. Nur ſetzte er ſeinem Gaſte weder Speiſe noch Trank vor. Uebrigens war er ein ſchöner Mann, hieß Alibey, kleidete ſich reinlich und that Niemanden Böſes. Seine Unterthanen folgten ſeinem guten Beiſpiel, verkauften ihre Milch und Eier zu Naur, aßen Brot, trugen Hemden und hatten, der Sage nach, aller Räuberei entſagt. Bei dem General Sawellion ſah der Graf zwei Felle von großen Panthern, die man bei Naur erlegt hatte, und ein, den Naturforſchern wenig oder gar nicht bekanntes Thier, das zwiſchen Gazelle und Gemſe in der Mitte ſteht, ſechs engliſche Fuß lang und drei Fuß hoch iſt, glänzende, gelbe, in's Orange ſpielende Haare, ohne Beimiſchung einer andern Farbe, und unter dem Kinn einen kleinen, orangefarbigen Bart hat, der ihm ſehr gut ſteht. Bei einem Geſpräch über die bekannten St. Elmo Feuer, ſagte der General, er habe öfter auf der Spitze der Koſacken-Lanzen dergleichen geſehen, wenn ſie in der Nacht bei ſtürmiſchem Wetter auf den Steppen herum geritten wären. Viele Reiſende waren dadurch in Schrecken geſetzt worden. Bei Gelegenheit der Lanzen bemerkt der Graf Potozky, daß er eine dergleichen aus den ſüdlichen Provinzen Perſiens geſehen. Die Spitze war ein ſchwarzer, vergoldeter Damascener-Stahl und das Holz ein Bambusrohr von zehn Fuß Länge, ſo leicht als eine Feder.

Am 17. ſetzte der Reiſende ſeinen Weg fort. Die Wit-

terung war so gelinde, als an einem schönen Frühlingstage, der Himmel rein, die Bedeckung munter, die Pferde sprangen. Er kam vor Untergang der Sonne nach Gatugay und zeichnete dort eine hohe Kette von Eisbergen. Vor denselben lagen andere Berge, auf welchen die Karabulacken, ein mischegisches heidnisches Volk von der Religion der Jaguschen wohnen. Als die Sonne hinter den Bergen verschwunden war, rötheten andere Feuer den Himmel und die Gewässer warfen ihren Schein zurück. Bald waren es lange Flammenstreifen, bald leuchtende Klumpen, bald Feuerströme, die sich von den Hügeln ergoßen und in den Thälern schlängelten. Dies so ungeheure Kunstfeuer kostete nichts, denn die Tschirkassier hatten nur das Gras angezündet, dessen lodernde Flammen ein so herrliches Schauspiel gewährten.

Am 18. kam der Reisende nach Mosdock, wo er die Häuser gut gebaut, aber nach tschirkassischer Art nur sechs Fuß hoch fand. Die Kameele in den Straßen schienen über sie hinweg schreiten zu wollen. Hier fand er einen Grafen von Belfort, der fünf Sprachen redete, in fünf Akademien erzogen, und von fünf Kaiserinnen (nämlich zwei russischen und drei deutschen) verzogen (?) jetzt aber Platzmajor in Mosdock war und eine italienische Seiltänzerin geheirathet hatte, die er nie anders als la Comtesse nannte, ob sie gleich sehr schmutzig aussah. Diesen Abenteurer kennen zu lernen, meint der Graf Potozky, verdiene allein eine Reise nach dem Kaukasus.

Der Biſchof von Georgien, den der Reiſende beſuchte, verſicherte ihn, die Alanen exiſtirten noch in einem Thale des Kaukaſus; doch habe er nie einen derſelben geſehen, und halte auch für unmöglich, bis zu ihnen zu gelangen. Von dem Zuſtande der Religion bei den Völkern, die nahe am Kaukaſus wohnen, erzählte er manches merkwürdige. Die Albaſas und Suonen hegen ſo große Ehrerbietung für ihre Kirchen, daß ſchon ſeit mehr als hundert Jahren Niemand wagt, ſich ihnen auf dreißig Schritte zu nähern. Sie haben auch griechiſche Meßbücher, die nie geöffnet werden, worauf ſie aber Eide leiſten. Eine Völkerſchaft am Fluſſe Tſohorin hat davon den Namen Tſcheby angenommen, und das ſind die ſogenannten Zigeuner. Die Oſſeben verehren den Propheten Elias und opfern ihm Ziegen. Die Schewſuren werden theokratiſch regiert, der heilige Georg gibt dort Orakel-Sprüche.

In dieſem Theile des Kaukaſus ſind Wörterbücher beſſer gerathen, als in dem öſtlichen, denn hier hat ſie Doktor Reineggs, nach den Diktaten von vier Gelehrten aus jeder Nation, und in Gegenwart des Grafen Raut Sergenitſch Potemkin verfertigt. Jedermann ſpricht hier von Tſchirkaſſien, und faſt ſchien es dem Reiſenden unglaublich, daß es ein ſo regirtes Land geben könne. Indeſſen lag es doch vor ihm, und er erhielt täglich Nachrichten von dort. Es iſt ſchon mehrmals erwähnt worden, daß im ganzen Kaukaſus das Rauben mit bewaffneter Hand für eine Ehre gehalten wird, doch nirgend ſo wie

in Tſchirkaſſien, wo derjenige Fürſt ſich beſchimpfen würde, der auch nur eine Woche ruhig zu Hauſe bliebe. Kommt er mit Beute zurück, ſo beſuchen ihn die Works, oder Edelleute, begehren was ihnen anſteht, und erhalten es auch. Dann geht aber der Poſchru, oder Fürſt, wieder zu ihnen, und holt ſich, was er braucht. Auf Raubzügen beobachtet er gleichſam das Inkognito, und die Edlen ſind nicht verbunden ihm zu folgen, wohl aber im Kriege, wo die nicht Erſcheinenden entehrt ſind. Nicht die Fürſten, nur die Edelleute haben Bauern. Sind dieſe mit ihrem Herrn unzufrieden, ſo ſteht es ihnen frei, ſich einen andern zu ſuchen. Die drei Stände vermiſchen ſich nie durch Heirathen. Bauern dürfen kein Waffenkleid anziehen, noch Bogen und Köcher umgürten. Zu Wagen ziehen ſie in den Krieg und fechten zu Fuß.

Jeder Prinz iſt ſo unabhängig, daß nicht einmal die Söhne ihren Eltern gehorchen. Allgemeine Landesangelegenheiten werden auf Packs debattirt. Das ſind Landtage, wo die Fürſten und Edelleute ſich in zwei Kammern theilen, deren jede ihre Redner hat, die ſich durch Deputationen beſchicken, und wo, mit einem Worte, alles ſehr anſtändig zugeht. Solche Verſammlungen finden aber blos Statt, wenn Rußland einen Vortrag zu machen hat; denn ihre innere Verfaſſung iſt eigentlich das edle Fauſtrecht. Sie haben noch alte Waffenhemden, die, der Sage nach, von gewiſſen Jungfrauen verfertigt worden,

deren Geschlecht ausgestorben ist. Solche Rüstungen sind sehr kostbar, die neueren hingegen werden nicht sehr geschätzt. Dem Grafen Potozky wurde eine Urkunde mitgetheilt, die schwer zu erhalten ist, nämlich eine Stammtafel der kobardischen Fürsten, die er in einen Stammbaum verwandelte und illuminirte, so daß sie in Deutschlands genealogischen Wäldern hätte figuriren können. Für ihren Stammvater gilt Sem, der Sohn Noah's, und sie behaupten, aus Arabien eingewandert zu sein, welches wohl möglich ist, da man bestimmt weiß, daß von dem Jahre 800 bis 1200 viele Araber nach Bolgar, Madjar, Bessarabien, und sogar bis Ungarn gekommen, wo sie Pesth erbaut haben. Damals nannte man sie Ismaeliten, und ihre Nachkommen sollen noch im südlichen Theile des Kaukasus vorhanden sein. Erst zwölf Menschenalter aufwärts wird jene Stammtafel zuverlässig. Bis dahin kennt die asiatische Unwissenheit in Konstantinopel nur den Kaiser Konstantin, in Persien den Nuschirman und in Judäa den Salomo, als ob diese Männer tausend Jahre lang regiert hätten. Ungefähr zu Anfang des vorigen Jahrhunderts herrschte eine Familie Schejunkin, deren Häupter die übrigen tschirkassischen Fürsten nicht vor sich sitzen, und sich das Waschbecken durch junge Prinzen reichen ließen. Auf den Packs oder Fürstentagen zu erscheinen, hielten sie unter ihrer Würde. Endlich wurden sie auf einem solchen Landtage für vogelfrei erklärt. Die Richter waren auch die Vollstrecker des Urtheils. Die ganze Familie wurde ausgerottet. Man

ſchonte auch der ſchwangern Weiber nicht. Dahin führt Uebermuth. Noch immer ſpricht man in ganz Cirkaſſien von dieſer Begebenheit, nach welcher vormals die Leute ihr Geburtsjahr beſtimmten.

Der Name der Provinz Kabarda iſt in Frankreich ſonderbar verſtümmelt worden. In einem Empfehlungsſchreiben Ludwig XIV. für den Jeſuiten Avril ſteht (außer den übrigen Titeln der ruſſiſchen Zaaren): Herrn aller nordiſchen Quartiere, Herzoge von Kabadin u. ſ. w.

(Hier endet das Manuſkript, welches dem Herausgeber anvertraut worden. Gern würde er den wackern, gelehrten und [was ſo ſelten beiſammen gefunden wird] gefühl- und geſchmackvollen Reiſenden auch auf ſeiner Rückkehr begleiten, wenn es ihm gelingen ſollte, ſich die Fortſetzung ſeiner reichhaltigen Bemerkungen zu verſchaffen.)

Die Memoiren des Prinzen Friedrich Heinrich von Oranien.

Sie wurden gefunden in dem Kabinet der verſtorbenen Fürſtin von Anhalt-Deſſau, einer gebornen Prinzeſſin von Oranien, Friedrich Heinrich's des Dritten Tochter, welche ſtets eine tiefe Verehrung für ihre Eltern hegte (ihre Mutter war eine Gräfin Solms), und jeden Brief,

den ſie von ihnen erhielt, als ein Heiligthum aufbewahrte. Sie beſaß eine anſehnliche Sammlung ſolcher Briefe, aber leider verordnete ſie in ihrem letzten Willen, daß man das ganze Packet ihr im Sarge unter den Kopf legen ſollte. Es iſt wohl nicht zu zweifeln, daß dieſe Briefe eine Menge Anekdoten von der Geſchichte jener Zeit enthielten, und ihr Verluſt daher ſehr zu bedauern iſt. Aber wären ſie nicht noch zu retten? ſollte der aufgeklärte Fürſt von Deſſau, wenn ein Freund der Geſchichte ihn darum bäte, wohl Anſtand nehmen, dieſen Schatz aus der Gruft hervorholen zu laſſen? würde ſelbſt die Verſtorbene, wenn ſie noch lebte, in unſern Tagen etwas dagegen einwenden? ſollte ſie nicht vielleicht ſelbſt dieſe Briefe in ihrer Gruft nur deshalb ſo ſorgfältig bewahrt haben, damit man ſie zu einer Zeit wieder finden möchte, wo ihr Inhalt unbedenklich bekannt gemacht werden konnte? Die Memoiren hinterließ ſie ihrem Sohne, der den Druck derſelben erlaubte. Sie ſind zwar nicht von dem Prinzen von Oranien ſelbſt geſchrieben (obgleich er ſehr wohl dazu im Stande war; denn er ſtudirte oft in ſeinem Kabinet und führte Cäſars Commentarien in der Urſprache ſtets bei ſich), aber nicht allein gewiß von einem ſeiner vertrauteſten Offiziere und Begleiter auf ſeinen Feldzügen, ſondern auch gewiß von ihm ſelbſt durchgeſehen und verbeſſert; folglich haben ſie einen hohen Werth. Sie beginnen mit dem Jahre 1621 und enden 1645, zwei Jahre vor dem Tode des Prinzen.

Staatsgeheimniſſe findet man da nicht. Der Prinz er-

zählt blos seine militärischen Expeditionen, und berührt er auch hie und da Regierungsangelegenheiten, so spricht er mit außerordentlicher Vorsicht davon. Zum Beispiel: Die glänzenden Fortschritte seiner Waffen im Jahre 1632 nöthigten die Infantin Isabelle, Statthalterin der Niederlande, Friedensvorschläge zu thun. Der Prinz wollte die Unterhandlungen in Mastricht betreiben, theils um den Spaniern keine Zeit zu lassen, von der ersten Bestürzung sich zu erholen, theils, weil bei einem Friedensschluß die Gegenwart einer siegreichen Armee die Gesandten des besiegten Fürsten geschmeidiger zu machen pflegt. Allein man zog das ganze Geschäft in den Haag, weil — wie der Geschichtschreiber hinzufügte — es dort gewisse Leute gab, »die auch eine Rolle dabei spielen wollten,« also aus Privat-Interesse des Prinzen klügern Rath verwarfen. — Diese Zeilen, obgleich Niemand darin genannt ist, hat der Prinz ausgestrichen, doch waren sie noch lesbar. Hingegen hat er, bei einer andern Gelegenheit, wo von der Vermählung seines Sohnes mit der englischen Prinzessin die Rede ist, und wo der Geschichtschreiber von den Hindernissen spricht, welche gewisse Personen zu machen bemüht gewesen, mehrere Perioden so dick und sorgfältig durchstrichen, daß es dem Herausgeber seiner Memoiren unmöglich wurde, sie zu entziffern. Jungen Kriegern sind diese Memoiren vorzüglich zu empfehlen (auch alten, wenn sie sie noch nicht gelesen haben). Der Herausgeber sagt, indem er von dem Nutzen spricht, den man noch jetzt aus den Commentarien

des Julius Cäsar schöpft: »Unsere Waffen sind nicht mehr dieselben, unsere Art zu befestigen ist verschieden, allein im Grunde verändert die Kriegskunst sich nie, und man bedarf immer der nämlichen Eigenschaften, um ein großer General zu werden. Es gab fürwahr nur wenige, die so viele der erhabensten in sich vereinigten, als der Prinz von Oranien. Der Fürst, der Feldherr und der ehrliche Mann trafen in ihm zusammen, und das ist selten.« (Ja wohl selten!) Friedrich Heinrich hielt streng auf Kriegszucht; er vermied Schlachten; er zog die Sicherheit dem eitlen Ruhme der Verwegenheit vor; unvermuthete Hindernisse schreckten ihn nicht, und mit allen diesen militärischen Tugenden verband er eine große Bescheidenheit.

In der That ist es sehr merkwürdig, daß Friedrich Heinrich als Feldherr nie eine Schlacht geliefert hat, und er ist vielleicht der einzige große Feldherr, von dem man das rühmen kann. Er wußte, daß auch bei den vortrefflichsten Maßregeln das Schicksal der Schlachten in der Hand des Zufalls steht, darum setzte er die Macht der Republik nie ohne Noth einer Gefahr aus. Das Glück hatte keinen oder sehr geringen Antheil an seinen Siegen; sie waren das Werk seiner Klugheit, Wachsamkeit und Tapferkeit. Wie der Zufall mit Waffen und Lorbeerkronen spielt, mag folgendes Bruchstück der Memoiren beweisen: »In dem Feldzuge von 1626 erfuhr der Graf von Berg durch Landleute, daß der Kanal, der sich von Calcar bis in den Rhein zieht, an einer gewissen Stelle zu durchwaten sei.

Hierauf beſchloß er, unſere Kavallerie auf dieſem Punkte zu attakiren, der, wie er wußte, nicht ſonderlich bewacht wurde, obgleich der Prinz in Perſon dort geweſen, und dem Grafen von Stirum befohlen hatte, jederzeit eine Kompagnie daſelbſt zu halten; auch hatte er eine Schanze ganz in der Nähe aufwerfen laſſen, die mit fünfzig Mann beſetzt war. Mit Tages Anbruch erſchien der Graf von Berg mit ſeiner ganzen Kavallerie und einigen Schützen am Kanal, und fand da blos ſechs oder ſieben Reiter, die, als ſie ihn anrücken ſahen, ſtatt Lärm zu machen oder den Grafen von Stirum zu benachrichtigen, fortſprengten. So paſſirte alſo der Graf von Berg mit zwölf oder fünfzehn Schwadronen unbemerkt den Kanal, überfiel unſere Reiterei, und nahm den Grafen Stirum gefangen. Daß er aber nur ſechs oder ſieben Reiter auf dem wichtigen Poſten fand, rührte blos von einem Mißverſtand her. Der Prinz hatte nämlich geſagt: man muß jederzeit (toujours) eine Schwadron Kavallerie an dieſem Orte auf die Wache ſtellen (au dit lieu en garde); und der Graf hatte verſtanden: man ſolle täglich (tous les jours) dieſen Ort der Wache (ce lieu de garde) mit einer Schwadron verſehen.» (Die Schwadron war alſo auch wirklich in der Gegend, aber nur einige Mann derſelben waren auf der Wache). Hier noch ein Beiſpiel, wie der Zufall bisweilen Armeen ſchlägt. »Das ſpaniſche Heer, von dem Admiral von Caſtilien kommandirt, ſtand auf einem Hügel, nahe dem Quartier des Marquis de la Force, der die Avantgarde

befehligte. Er hatte zwei Schwadronen Kavallerie außer seinen Verschanzungen postirt, und sie beordert, sich ganz gemächlich zurück zu ziehen, wenn der scharmuzirende Feind auf sie anrücke. Allein als diese die Spanier auf sich los gehen sahen, wurden sie so bestürzt, daß sie sich auf einige Infanterie warfen, die zu ihrer Unterstützung hinter ihnen stand. Diese gerieth gleichfalls in Verwirrung und der ganze Hause stürzte sich auf die Avantgarde, die, von demselben Schrecken ergriffen, ihre Waffen wegwarf und floh. Vergebens sprengte der Prinz von Condé mit mehreren Freiwilligen herbei, um die Ordnung wieder herzustellen, es war unmöglich, und er selbst mußte sich in einer Schaluppe retten. Die ganze Armee gerieth dermaßen in Allarm, daß sie sich zerstreute, ohne auch nur einen Feind gesehen zu haben. Fontarabien, welches im Begriff stand zu kapituliren, wurde durch diesen panischen Schrecken befreit.»

Unter die politischen Bemerkungen, deren wenige sind, gehört, was die Memoiren bei Gelegenheit der militärischen Zurüstungen erwähnen, welche im Jahre 1645 im Haag vorgeschlagen wurden. »Während man darüber nicht einig werden konnte, geriethen die Staaten von Holland in Zwistigkeiten mit dem Könige von Dänemark wegen des Sundzolles, und fanden für gut, gegen die Meinung Vieler und selbst des Prinzen, der Königin von Schweden mit einer solchen Leidenschaftlichkeit beizustehen, daß alle übrigen Zurüstungen darüber vergessen wurden. Die Staaten

von Holland erklärten, daß wenn die übrigen nicht einwilligten, der Königin von Schweden fünfzig Kriegsschiffe und fünftausend Mann Fußvolk zu schicken, sie sich jeder andern Zurüstung, gegen wen es auch sei, widersetzen würden. Der Streit wurde sehr lebhaft und währte bis zum Monat April. Woraus man sieht, wie bisweilen um Privat-Leidenschaften die Wohlfahrt des Staats hintangesetzt wird.» Von der Vermählung des Prinzen Wilhelm mit der Prinzessin Maria von England erzählen die Memoiren: »Der Prinz sei fünfzehn Jahre alt gewesen, die Prinzessin zehn bis eilf. Demungeachtet wurde die Vermählungs-Feierlichkeit zu London vollzogen, und um zehn Uhr Abends die Prinzessin, in Gegenwart des ganzen Hofes, zu Bett gebracht. Der Prinz befand sich in einem Nebenzimmer ganz ausgekleidet. Der König selbst holte ihn ab und führte ihn bis an das Bett, wo er sich zu der Prinzessin legte, zwei Stunden bei ihr blieb, und dann wieder zurück in sein Zimmer geführt wurde. Dann reiste er nach Holland ab, mit dem Versprechen, die Prinzessin baldigst nachzuholen.»

Testamente.

Ueberreste der alten Geschichte, sagt Baco von Verulam, sind gleichsam aus dem Schiffbruch gerettete Wracke; aus Urkunden, Münzen, Geschlechtsregistern u. s. w., die

der Sündflut der Zeit entgangen ſind, entwirft der kluge Sammler die Geſchichte. Ein Engländer, Nichols, hat einen Beitrag zu ſolchen Denkmählern geliefert, indem er alle Teſtamente der Könige und Königinnen von England und mehrerer Prinzen, von Wilhelm dem Eroberer an bis auf Heinrich VII. zum Druck befördert hat. Ein glücklicher Gedanke. Der witzige Samuel Johnſon ſagt in ſeinem Abenteurer, ein guter Alterthumsforſcher müſſe darin dem tugendhaften Manne gleichen, daß er immer den Tod vor Augen habe. Wenn es ihm Vergnügen macht, in der Aſche der Todten zu wühlen, ſo genießt er dabei auch das Vorrecht, aus der Glut dieſer Aſche heilige Ueberreſte zu retten. Dahin gehören ohne Zweifel die Teſtamente. Gleich Homer's Helden, die in ihren letzten Augenblicken Propheten wurden, verrathen die Großen dieſer Erde in ihrem letzten Willen die Geheimniſſe ihrer Seele, enthüllen der fernſten Nachwelt die Geſchichte ihres Lebens und die Leidenſchaften, von welchen ſie beherrſcht wurden. — In der Vorrede ſagt der Herausgeber:

»Als der große Sobiesky, deſſen Tapferkeit Wien und ganz Deutſchland von den Türken errettete, in ſeinen letzten Stunden gebeten wurde, ein Teſtament zu machen, da lachte er dem Biſchof in's Geſicht. Nur zu oft, ſagte er, gehorcht man den Königen nicht bei ihren Lebzeiten, wie mögen ſie ſich ſchmeicheln, daß man nach ihrem Tode ihnen gehorchen werde?« Wahlkönige hatten nicht die Macht, zu

 ihrer Erben Verfügungen zu treffen, obſchon

wiſſend, daß dieſe nun in den Privatſtand zurücktreten würden. Die Könige von England bedurften keines ſolchen Erinnerns; aber aus Gerechtigkeit, Reue oder Eifer, ihre Seele durch eine fromme Stiftung zu retten, waren ſie doch jederzeit bereit, die ſogenannte wichtigſte Handlung in dem Leben des Weiſen zu vollbringen. Allein ihre Macht erſtreckte ſich nicht weiter, als auf die Befugniß, ihre Schätze unter Verwandte, Geiſtliche und treue Diener zu vertheilen. Wilhelm der Eroberer vermachte Königreiche. Heinrich der Zweite gab ſein Geld Mönchen und Nonnen; einige Andere ihre Kleinodien und das Geräthe ihrer Paläſte. Der unglückliche Richard II., unter deſſen Regierung das Parlament den Königen erlaubte, Teſtamente zu machen, ſchrieb das ſeinige im Geiſt des Zeitalters, und kurz vor dem Ausbruch jener Revolution, die er wenig fürchtete; indeſſen der Uſurpator ſeine Verbrechen mit großer Gewiſſensangſt beichtete. Heinrich V. drückt in ſeinem Teſtamente die ganze Unruhe eines reichen Landjunkers aus, ſeines Sohnes letzter Wille hingegen ſtiftet blos zwei Kollegien. Der tapfere Prinz von Wallis läßt ſich weitläufig über den Pomp ſeines Leichenbegängniſſes aus, ſein Bruder über ſeinen Kleidervorrath, und der reiche Kardinal von England über ſein Silberzeug. Der Graf Arundel liefert ein grelles Beiſpiel der menſchlichen Eitelkeit und die Gemahlin Eduard des Vierten das Bild einer Königin im tiefſten Elend.“ Dieſe Sammlung enthält ſehr viele merkwürdige Anekdoten und Beiträge zu der Sittengeſchichte jener Zeiten; aber ihr

größter Werth beſteht darin, daß ſie treue Charaktergemälde liefert und die Falten des menſchlichen Herzens entwickelt. Man ging damals mit Verbrechen beladen zum Tode und glaubte genug zu thun, wenn man in der letzten Stunde ein halbes Dutzend Heilige anrief, und eine fromme Stiftung machte; dann überließ ein Jeder ſeine Zukunft ruhig dem Fegefeuer und den Seelenmeſſen. Der Erzbiſchof von Canterbury übte damals ein ſeltſames Vorrecht, nämlich, Teſtamente zu beſtätigen oder zu vernichten, wenn der Erblaſſer bona notabilia beſeſſen hatte, und dieſe ſogenannten anſehnlichen Güter beſtanden in den Provinzen aus fünf Pfund, in London aus zehn Pfund.

TAYLOR INST. OXFORD

Die Halb-Inſel jenſeit des Ganges.

Sie iſt für uns noch immer eine Art von Feenland, und die Erzählungen der wenigen Reiſenden, die bis dahin gedrungen, füllen unſere Einbildungskraft mit wunderſamen Bildern. Doch die Wahrheit iſt nie ſchöner, wenigſtens nie willkommener, als wenn ſie ein wenig märchenhaft erſcheint; darum iſt zu hoffen, der Leſer werde gern — keine geographiſche Beſchreibung — aber einige auffallende Züge aus dem Gemälde jenes indiſchen Paradieſes hier zuſammengeſtellt finden. Die Bürgen ſind glaubwürdige Männer.

Wir ſtoßen da gleich zuerſt auf einen König von Butan. In Europa bilden wir uns ein, daß wir, in der Ehrfurcht für unſere Fürſten, zum Muſter dienen können, und in der That, wir haben es hie und da ſehr weit darin gebracht, aber gegen die Unterthanen des Königs von Butan ſind wir noch bloße Schüler. Dieſe braven Leute begnügen ſich nicht damit, nur auf der Erde vor ihm liegend, mit der Stirn am Boden, ihm ihre Bitten zuzumurmeln und dann rückwärts gehend ſich zu entfernen; nein, ſie bewachen auch mit löblicher Gierigkeit den Augenblick, wo Se. Majeſtät ihre natürlichen Bedürfniſſe abthun, ſie fangen, nach vollbrachter königlicher Arbeit, die conſiſtenten Spuren davon ſorgfältig auf, trocknen ſie und machen ſie zu Pulver. Dann werden ſie in kleine Doſen gefüllt und auf den Märkten verkauft. Man kann denken, wie viel Unterſchleif damit getrieben werden mag, wie bei uns mit dem Tabac de ferme. Allein als Tabak brauchen die Butaner dieſes Pulver nicht, ſondern ſie beſtreuen ihr Fleiſch damit als mit einer Würze. Zwei Kaufleute von Butan, welche dem Reiſenden Tavernier Moſchus verkauft hatten, zeigten ihm ihre Doſen voll dieſes köſtlichen Pulvers und boten ihm auch eine Priſe davon an. Hier mag wohl mancher Leſer die Naſe gewaltig rümpfen, allein die Butaner ſind doch wohl zu entſchuldigen; denn erſtens werden ſie von ihren Prieſtern belehrt, daß ihr König ein Gott auf Erden iſt, und zweitens möchte es doch wohl auf Eins herauskommen, ob man phyſiſchen oder moraliſchen

Unrath verehrt; ob man mit jenem die Speiſen oder mit dieſem das Gewiſſen beſtreut; das letztere iſt vielleicht noch ekelhafter, und doch kann nicht geläugnet werden, daß es bisweilen in andern Weltheilen Tirannen gegeben, deren glänzende Verbrechen man in Erz und Marmor gegraben, welches weit ſchlimmer iſt, als pulveriſirten Koth in Doſen zu verwahren. Hatte man gleich keine Prieſter, welche predigten, der Tirann ſei ein Gott: ſo fehlte es doch nicht an andern Leuten von mancherlei Gattung, welche dieſe Behauptung auf mancherlei Weiſe an den Tag legten, und folglich ihre Seelen täglich mit Unrath beſtreuten. Man denke nur an einen Nero, oder in neuern Zeiten an den grauſamen Philipp von Spanien, u. ſ. w., ſo wird man der Spöttereien über die Butaner ſich beſcheiden enthalten müſſen.

In den Gebirgen von Butan gibt es dreierlei Arten von Laſtthieren, Pferde, Böcke und — Weiber. Sie ſtehen im gleichem Preiſe. Nämlich für zwei Rupien kann man zehn Tage lang einen Bock oder eine Frau miethen. Die Böcke tragen bis hundertundfünfzig Pfund, vermuthlich die Frauen nicht weniger; denn ſie tragen auch die Männer auf dem Rücken, nicht wie die Weiber von Weinsberg aus Liebe und Treue, ſondern gleichfalls für zwei Rupien. Zu dieſem Behuf hängt ihnen ein großes Kiſſen an zwei Tragriemen über die Schultern auf den Rücken hinab, auf dieſes läßt der Mann ſich ganz gemächlich nieder, und die Frau läuft mit ihm davon. Ihr folgen zwei

andere Weiber, um ſie dann und wann abzulöſen. In Europa, wo die Damen nur gewohnt ſind, die Männer vor ſich knien zu ſehen, wird dieſe Gewohnheit gleichfalls beſpöttelt werden; doch gibt es auch manche Frau, die an den Unarten ihres Mannes ſo viel zu ertragen hat, daß ſie wohl manchmal lieber mit einer Butanerin tauſchte und ihn auf dem Rücken trüge. Es iſt zu verwundern, daß noch kein ſpekulativer Kaufmann in Preußen auf den Einfall gerathen iſt, eine Ladung Bernſtein nach Butan zu ſchicken. Er könnte durch eine einzige glückliche Reiſe unermeßlich reich werden; denn die Butaner ziehen im Handel ihn dem Golde vor. Würde man vollends in Königsberg allerlei Götzenbilder daraus ſchnitzen laſſen, ſo könnte man den Preis des Bernſteins nach Belieben erhöhen, und oft für ein kleines Ungeheuer Schätze eintauſchen. Warum zieht Preußen ſo wenig Vortheil von dem ihm eigenthümlichen Produkte? warum verſchifft es dasſelbe nicht in Gegenden, wo es mit den Diamanten faſt in gleichem Werthe ſteht? — vermuthlich weil eine ſolche Reiſe abenteuerlich ſcheint, und weil nur außerordentliche Menſchen das Abenteuerliche in Begebenheiten des Tages verwandeln können. Vollbringt deren Einer etwas dergleichen, ſo umringen ihn die zuvor ſpöttelnden Gaffer, und ſchreien: Ei das hätten wir auch gekonnt! — Zu Tavernier's Zeiten kamen vier Armenier nach Butan, geradeweges aus Danzig, mit Bernſtein beladen, aus welchem ſie allerlei zu Butan verehrte Figuren hatten drechſeln laſſen. Sie brach-

ten ſie dem Könige, um die Zahl ſeiner Hausgötter zu vermehren. Sie gewannen ungeheure Summen dabei, und beklagten nur, daß ſie in Danzig kein ſo großes Stück Bernſtein hätten finden können, um ein Götzenbild mit ſechs Hörnern, vier Ohren und vier Händen daraus zu ſchnitzen, für welches Se. Majeſtät mit Vergnügen, Dero Schatzkammer würden ausgeleert haben.

Wir glauben uns in tauſend und eine Nacht verſetzt, wenn wir die Beſchreibung leſen, welche Daniel Sheldon, ein Faktor der engliſchen Kompagnie, von einem Saale im Palaſte des Königs von Arrakan macht. Dieſer Saal heißt mit Recht der goldene, denn ſeine Wände ſind wirklich über und über mit Goldplatten belegt. Dann ſteht ein Thron von purem Golde darin, und um dieſen Thron hängen ungefähr hundert Goldklumpen, jeder zu vierzig Pfund ſchwer, in Geſtalt von Zuckerhüten. Ferner iſt der Thron von einer Menge goldener Bildſäulen in Lebensgröße umgeben, die zwar hohl, aber doch wenigſtens zwei Zoll dick, und mit Rubinen, Smaragden, Saphiren und Diamanten von außerordentlicher Größe bedeckt ſind. Dieſe koſtbaren Steine hängen den Bildern an Stirn, Bruſt, Gürtel und Armen. Mitten im Saale ſteht noch ein goldener Tiſch, und auf demſelben ein goldenes Käſtchen, in dem zwei berühmte Ohrgehänge aufbewahrt werden. Es ſind zwei Rubinen, jeder ſo lang als der kleine Finger, und am untern Ende von der Dicke eines Hühnereies. Dieſe Ohrgehänge haben ſchon manchen blutigen

Krieg veranlaßt, nicht allein wegen ihres hohen Werths, ſondern auch wegen der Volksmeinung, die ein Palladium aus ihnen macht, und dem Beſitzer derſelben den Vorrang über alle ſeine Mitfürſten beilegt. Darum führt auch der König oder Pakda von Arrakan unter anderm den Titel: »Beſitzer des weißen Elephanten und der beiden Ohrgehänge, folglich Beherrſcher der zwölf Könige, die ihre Köpfe unter ſeine Fußſohle beugen.« Dieſe koſtbaren Ohrgehänge trägt er aber nur an ſeinem Krönungstage, vermuthlich, weil ſie ihm ſonſt die Ohren zerreißen würden. — Man ſieht, der goldene Saal von Arrakan wäre einer militäriſchen Expedition werth. —

Nicht weit von Orietan, in demſelben Königreiche, befinden ſich ein Berg und ein See, die beide Nauma heißen, eine furchtbare Einöde, von wilden Thieren und von einigen Verbrechern bewohnt, welche letztere dahin verbannt werden, um den Erſteren Geſellſchaft zu leiſten. Hiebei iſt merkwürdig, daß man dieſen Verbrechern die Fußſohlen abhauet, damit ſie nicht fliehen können. Ein ſo ſicheres Mittel, die Flucht zu verhindern, wäre in der neuern Kriegskunſt zu empfehlen. Eine ganze Armee mit abgehauenen Sohlen würde Wunder der Tapferkeit thun; denn auch der Feigſte iſt tapfer, wenn ihm nichts anders übrig bleibt. —

Die Begriffe der Arrakaner von Schönheit ſind auch von den unſerigen ein wenig verſchieden. Sie lieben eine breite platte Stirn, und um dieſen Vorzug zu verſchaffen,

binden ſie den neugebornen Kindern Platten von Blei vor die Stirn. Wenn ein Arrakaner ſeine Geliebte reizend finden ſoll, ſo müſſen ihre Augen recht klein, ihre Naſenlöcher recht weit ſein, und ihre Ohren bis auf die Schultern hängen. — Es wäre in der That ein luſtiges und zugleich ſehr merkwürdiges Schauſpiel, wenn man einmal in einem einzigen Saale alle die Mädchen verſammeln könnte, die bei ihren Nationen für die Schönſten gelten. Himmel! welche Geſtalten würde man zu ſehen bekommen! und wie würde eine jede dieſer Damen über alle die übrigen ſpotten! —

Die Götzenbilder von Arrakan werden im Winter bedeckt, damit ſie nicht frieren ſollen. Jährlich wird einer derſelben, Kiay-Pora genannt, an einem gewiſſen Feſte auf einem Triumphwagen herum gefahren, und von neunzig Prieſtern in gelben atlaſſenen Gewändern begleitet. Dann legen ſich die frömmſten Arrakaner quer über die Straße, und laſſen ſich von dem Wagen zerquetſchen. Andere rennen in eiſerne Spitzen, die an dieſem Wagen hervorragen, und beſpritzen den Kiay-Pora mit ihrem Blute. Die weniger Herzhaften ſuchen mindeſtens einige Tropfen von dieſem koſtbaren Blute aufzufangen, und die Prieſter verwahren die eiſernen Spitzen als Reliquien. Dieſer Gebrauch iſt uns nicht ſo fremd, als er auf den erſten Anblick ſcheint. Es haben zu jeder Zeit auch die kultivirteſten Nationen ihre kalten Götzen mit ihrem Blute beſprengt, nur hält man es nicht der Mühe werth, dieſes Blut aufzufangen; es düngt den Boden. —

Die Art und Weiſe, wie Seine arrakaniſche Majeſtät Allerhöchſt Dero Beiſchläferinnen wählen, iſt eine der ſeltſamſten auf Gottes Erdboden, obgleich nicht ganz verwerflich. Die Statthalter in den Provinzen, deren zwölfe ſind, ſuchen jährlich zwölf Mädchen aus, die in demſelben Jahre geboren worden, und laſſen ſie, auf Koſten des Hofes, bis zum zwölften Jahre erziehen. Dann werden ſämmtliche, zu einer ſolchen Konſkription gehörige Mädchen nach der Reſidenz gebracht, wo ſie, mit einem baumwollenen Gewande bekleidet, ſo lange in der heißen Sonne ſitzen müſſen, bis ihre Gewänder ganz von Schweiß durchdrungen ſind. Dieſe Gewänder bringt man dem Könige, der eins nach dem andern beriecht, und diejenigen auswählt, deren Geruch ihm am wenigſten zuwider iſt. Die übrigen verſchenkt er an ſeine Höflinge. — Unter allen Völkern dieſer Halbinſel legen die Peguanerinnen den geringſten Werth auf die Sittſamkeit. Sie gehen faſt nackend; nur um die Lenden tragen ſie einen Gürtel von durchſichtigem Zeuge und nachläſſig vorgebunden. Sie entſchuldigten ſich bei Sheldon damit, daß eine ihrer vormaligen Königinnen es ſo verordnet habe, um größere Unordnungen zu verhüten, und — die Begierden der Männer ſtets zu reizen. Das letztere betreffend, ſo bringt gewöhnlich ein ſolches zur Schau Stellen der weiblichen Reize gerade die entgegengeſetzte Wirkung hervor. Das wiſſen die europäiſchen Damen ſehr gut, darum verhüllen ſie auch, wie Jedermann weiß, ihre Reize ſo außerordentlich ſorgfältig. — Die pe-

guaniſchen Heirathen werden ohne Umſtände auf beliebige Zeit geſchloſſen. Auch den Fremden bieten die Väter ihre Töchter ſehr dienſtfertig an, und laſſen ſich einen Preis bezahlen, der von der Dauer der Verbindung abhängt. Reiſen die Fremden wieder ab, ſo kehren die Mädchen unbeſchimpft in das väterliche Haus zurück, und finden darum nicht minder wackere Männer. Kommt aber der Fremde wieder in's Land, ſo kann er die während ſeiner Abweſenheit verheirathete Geliebte zurück fordern, und dann leiht ſie ihm der Mann für die Zeit ſeiner Anweſenheit. —

Es gibt eine Gattung von Bettelmönchen in Pegu, die einſiedleriſch in den Wäldern wohnen, und zwar auf den höchſten Bäumen, in einer Art von Käfich; doch geſchieht dies nicht, um dem Himmel näher zu ſein, ſondern nur, um ſich von der Erde, die mit reiſſenden Thieren bedeckt iſt, etwas zu entfernen. Das Volk hegt für dieſe Menſchen eine ſo abgeſchmackte Ehrfurcht, daß es ſogar mit großer Begier das Waſſer trinkt, in welchem ſie ihre Hände gewaſchen haben.

Ueber Cochinchina hat ein portugieſiſcher Jeſuit uns allerlei Seltſames berichtet. Er wurde vor etwa zweihundert Jahren vom Pabſte zum Miſſionär in Japan beſtimmt. Am Kap Comorin beſuchte er die reiche Perlenfiſcherei, und macht die Bemerkung, daß, da man einſt den Jeſuiten an dieſer Küſte ein ſchönes Kollegium entzogen, auch ſogleich die Perlen verſchwunden ſeien; als aber r König von Portugal den Seelenfiſchern ihr Kollegium

wieder gegeben, ſo hätten auch die Perlenfiſcher wiederum reiche Beute aus dem Schooße des Meeres hervorgeholt. Das erinnert an die vormalige Gazette de France, welche im Jahr 1774 aus Schweden berichtete: »Jedermann fühle den wohlthätigen Einfluß der neuen Regierung, und die Häringe wären nie ſo häufig an den Küſten geweſen.«

Da in Japan damals die große Chriſtenverfolgung ausbrach, ſo ging der Jeſuit nach Cochinchina, wo das Pfund Zucker — wie wir in unſern Tagen ſeufzend bemerken — zwei Pfennige koſtete. Er bemühte ſich vor allen Dingen, die Sprache zu erlernen, die, beſonders in dem Munde der Frauen, wie ein Gezwitſcher von Vögeln klingen ſoll. Von einem kleinen Knaben lernte er ſie ſo fleißig, daß er nach vier Monaten ſchon darin predigen konnte.

Auf einer Ueberfahrt von Mallaka nach Java begegnete dem frommen Reiſenden ein ſonderbarer Zufall. Das Schiff ſtieß auf eine Klippe, die kaum ſichtbar über die Oberfläche des Waſſers hervorragte; es blieb feſt ſitzen, ein Schiffbruch ſchien unvermeidlich: ſchon löſten ſich einzelne Planken vom Untertheil des Schiffes, und ſchwammen rings umher. In dieſer äußerſten Noth wandte ſich der Jeſuit betend an den Kopf des heiligen Andreas, des erſten Märtirers von Cochinchina, den er bei ſich hatte, um ihn nach Rom zu bringen; und ſiehe, alſobald löſte ſich das Schiff vom Felſen und ſchwamm luſtig dahin, ohne auch nur einmal ein Leck bekommen zu haben. Einige Ungläubige meinten, es könne auch wohl mit rechten Dingen zugehen, denn

das Schiff ſei an vielen Stellen doppelt gefüttert, und die losgeriſſenen Breter möchten alſo wohl nur von dieſer Fütterung geweſen ſein. Das verhielt ſich freilich ſo, allein das Wunder offenbarte ſich dennoch, als man im Hafen zu Batavia anlangte; denn der ſpitze Felſen hatte allerdings ein großes Loch in den Bauch des Schiffes geſtoßen, war aber abgebrochen, und das Bruchſtück füllte ſo genau die Oeffnung, daß kein Tropfen Waſſer eindringen konnte.

Cochinchina war vormals nur eine Provinz von Tunkin, einem Reiche, von welchem der Engländer Baron uns beſſere Nachrichten liefert, als die jener Jeſuiten. Baron war in Tunkin geboren, brachte einen großen Theil ſeines Lebens daſelbſt zu, und war ein ehrlicher, wahrheitliebender Mann. Die Tunkineſer ſind halbe Chineſer, deren Beſchränkung auf ihr Vaterland, deren Eitelkeit, Regierungsform und Schrift ſie nachahmen, ob ſie gleich übrigens dieſe ihre Nachbarn von ganzem Herzen haſſen. Ihre Hauptſtadt, Caſcho, iſt, beſonders an Markttagen, ſo volkreich, daß, trotz der ſehr breiten Straßen, man Mühe hat, in einer halben Stunde hundert Schritte vorwärts zu kommen. — Das Volk ſeufzt unter harten Auflagen. Die Armen, welche dieſe nicht bezahlen können, müſſen Gras für die königlichen Elephanten mähen, und ſelbiges nach der Hauptſtadt ſchleppen, wenn ſie auch noch ſo weit davon entfernt wohnen. — Die Adoption der Kinder iſt unter den Tunkineſern ſehr gewöhnlich, und ſelbſt Fremdlinge ſuchen adoptirt zu werden, um dadurch mancherlei

Bedrückungen zu entgehen. Durch viele Geſchenke war es auch Baron gelungen, ſich von einem Prinzen adoptiren zu laſſen, welches ihm aber keinen Vortheil brachte, weil dieſer Prinz unglücklicherweiſe närriſch wurde. — Die Untreue der Damen wird in Tunkin härter beſtraft als in Europa; man läßt dort nämlich die Schuldigen, ſie mögen ſo ſchön oder vornehm ſein als ſie wollen — von Elephanten zertreten. —

Alle Beſuche werden nur des Morgens abgeſtattet; es würde ſehr unhöflich ſein, eine ſpätere Tageszeit zu wählen. Im Geſpräch müſſen alle traurige Gegenſtände ſorgſam vermieden werden. Sogar wenn einem Kranken der Tod ſchon auf den Lippen ſitzt, ſo hütet man ſich ſehr, ihn an ſeinen letzten Willen zu erinnern, weil das unhöflich wäre. Sie fragen ſich auch niemals: »wie befindet Ihr Euch?« ſondern: »wo kommt Ihr her? was habt Ihr gemacht?« Sieht es einer dem andern an, daß er ſich nicht wohl befindet, ſo erlaubt er ſich durchaus keine Bemerkung darüber, ſondern erkundigt ſich blos: »wie viel Taſſen Reiß eßt Ihr zu Mittag?«

Eine ganz neue Gattung von Schmeichelei, die dem Könige viel Geld einbringt, iſt der Hahnenkampf, von dem die Tunkineſer große Liebhaber ſind. Die Großen des Reichs laſſen ihre Hähne mit den Hähnen des Königs kämpfen, und wetten große Summen; die letztern müſſen aber immer Sieger bleiben. Viele vornehme Herren ruiniren ſich auf dieſe Weiſe. Es wäre ſchon der Mühe

werth, die tunkineſiſche Hof-Sitte in manchen Ländern nachzuahmen. — Wenn am Neujahrstage die Europäer ſich die Füße wund laufen, um ihren Gönnern zu gratuliren, ſo verſchließen hingegen die Tunkineſer an dieſem Tage ſorgfältig ihre Häuſer, und gehen nicht über die Schwelle derſelben, um keiner üblen Vorbedeutung zu begegnen. Erſt am andern Tage ſtatten ſie ihre Glückwünſche ab. — Baron berichtigt viele Irrthümer, in welche Tavernier verfallen iſt, der z. B. die Tunkineſer als ein arbeitſames Volk rühmt; Baron nennt ſie faule Leckermäuler, und geſteht höchſtens den Weibern jenes Lob zu.

In den Wiſſenſchaften bedürfen ſie vor allen Dingen des Gedächtniſſes, denn ihre größte Weisheit beſteht in der Kenntniß einer großen Anzahl von hieroglyphiſchen Schriftzügen. Daher gibt es auch Leute unter ihnen, die zwanzig oder dreißig Jahre, und bisweilen ihr ganzes Leben lang ſtudiren, ohne es zu wagen, ſich einer Prüfung zu unterwerfen. In der Mathematik, Aſtronomie, Naturgeſchichte u. ſ. w. ſind ſie die größten Ignoranten, ihre Dichtkunſt iſt ein dunkler Schwulſt, gleich dem unſerer Myſtiker; ihre Muſik iſt ohrzerreiſſend; es iſt daher unbegreiflich, wie Tavernier ſie zu einem der aufgeklärteſten Völker des Orients hat machen können. Von den Chineſern werden ſie Barbaren genannt. Sie waren noch halbe Wilde, als jene ſie unterjochten, und einen Vicekönig dahin ſandten, der die chineſiſchen Geſetze einführte, und — nach Gewohnheit der meiſten Sieger — die Ueberwundenen

durch Uebermuth empörte. Ein tapferer Mann ſtand auf, er hieß Ki, unter deſſen Anführung griffen die Tunkineſer zu den Waffen, ermordeten den Vicekönig ſammt allen ſeinen Chineſern, und führten einen glücklichen Krieg gegen des Kaiſers Waffen, der ſie natürlich Empörer ſchalt, aber doch endlich nachgeben mußte, und einen Traktat mit ihnen ſchloß, welcher ſeit vierhundert und fünfzig Jahren treulich beobachtet wird. (Europa hat keinen einzigen ſo lange beobachteten Traktat aufzuweiſen.) Kraft desſelben ſchicken die Tunkineſer alle drei Jahre Geſchenke nach Peking, die als ein Tribut betrachtet werden, und die Geſandten erklären, daß ihr Volk die Freiheit des Kaiſers Gnade verdanke. Unter den Koſtbarkeiten, die ſie mitbringen, müſſen ſich jederzeit auch Bildſäulen von Gold oder Silber befinden, welche Verbrecher vorſtellen, die um Gnade flehen, zum Andenken an jenen, an einem chineſiſchen Vicekönige verübten Mord. Die prahlenden Chineſer empfangen die Geſandtſchaft mit großem Pomp. Wenn ſie ſelbſt bisweilen einen Geſandten dahin ſchicken, ſo wird er gleichfalls prächtig ausgerüſtet, und tritt zu Caſcho mit einem ſolchen Uebermuthe auf, daß er nicht einmal dem Könige ſeine Aufwartung macht, ſondern dieſer ihn beſuchen muß. Auch empfangen die Könige ihr Siegel von den chineſiſchen Kaiſern.

Man kann leicht denken, daß Ki, der tunkineſiſche Held, der Befreier ſeines Volks, auch deſſen erſter König wurde. Zwei Jahrhunderte regierten ſeine Nachkommen,

wurden dann durch einen Rebellen vom Throne gestürzt, und durch einen tapfern Räuber wieder darauf gehoben, aber nur als Schattenbilder; denn obgleich ihr Retter sich mit dem Titel eines Reichs-Feldherrn begnügte, so war doch alle Macht in seinen Händen; und so ist es geblieben bis auf den heutigen Tag. Der Schowa — so lautet der bescheidene Titel, unter welchem der Reichs-Feldherr herrscht — macht nach Gefallen Krieg und Frieden, gibt und vernichtet Gesetze, verdammt und begnadigt Verbrecher, verleiht die Aemter und entsetzt derselben, verordnet Auflagen u. s. w. Die Europäer nennen ihn König, und geben den Nachkommen des Ki den Kaisertitel, in der Landessprache Bowa. Diese letztern bringen ihr Leben im Innern des Palastes zu, von den Spionen des Schowa umgeben. Nur ein- oder zweimal im Jahre, an gewissen Festen, erscheinen sie öffentlich. Man hat ihnen das eitle Vorrecht gelassen, die Dekrete des Schowa durch eine Unterschrift zu bestätigen, die sie nicht verweigern dürfen. Auch die Würde des Schowa ist erblich geworden. Sie gleichen ganz unsern alten Major Domus.

Die chinesischen Gesetze sind zwar eingeführt, doch besitzen die Tunkineser auch viele eigene, alte und neue, die oft besser und menschlicher sind als jene. Kinder z. B. dürfen nicht ausgesetzt werden, wenn sie auch noch so ungestaltet wären, da hingegen dieser barbarische Gebrauch in China, dem Hungerlande, sogar durch ein altes Gesetz verordnet ist. Hingegen herrscht die Bestechlichkeit der Richter Tunkin wie — in andern Ländern.

Der Schowa unterhält jederzeit eine Menge Beischläferinnen, bisweilen bis fünfhundert. Diejenige, welche ihm den erſten Sohn gebiert, genießt vor Allen eine große Auszeichnung; die übrigen, ſammt ihren Kindern, führen den Titel Dueba und Ducong, ſo viel als unſer Excellenz. Nur im Alter, wenn die Hoffnung, Kinder zu zeugen, verſchwunden iſt, vermählt ſich der Schowa mit einer Frau von königlicher Abkunft, die alsdann Landesmutter genannt wird. Bei der Wahl ihrer Gattinnen ſehen die vornehmen Tunkineſer weniger auf Schönheit, als auf Talente in der Muſik, im Tanz, Geſang und allem, was zum Zeitvertreib dient.

Die Großen des Reichs dürfen vor dem Schowa nur mit nackten Füßen erſcheinen. Sie überreichen ihre Bittſchriften knieend. Außer einer zahlreichen Garde iſt er auch von vier- bis fünfhundert Verſchnittenen umgeben, meiſtens junge Leute, aber ſo übermüthig, daß ſie vom ganzen Volke verabſcheuet werden. Wenn ſie ſieben oder acht Jahre gedient haben, ſo werden ſie nach und nach zu den höchſten Reichswürden erhoben, oft mit Zurückſetzung der verdienſtvollſten Männer, eine Sitte, deren ſich auch wohl europäiſche Höflinge zu erfreuen haben. Nun häufen ſie Schätze durch Erpreſſungen, wenn ſie aber ſterben, ſo iſt der Schowa ihr einziger Erbe, und Baron meint, das ſei wohl die politiſche Urſache, warum ſie ſo begünſtigt werden. Man könnte vielleicht noch die hinzufügen, daß ein phyſiſch (oder moraliſch) entmannter Menſch immer ein beſſerer Sklave iſt.

Der Eid der Treue wird von den Großen zu Anfang jedes Jahres erneuert, und wenn die Ceremonie vorüber iſt, ſo begibt ſich ein Jeder nach Hauſe, um da die gleiche Huldigung von ſeinen Weibern, Kindern und Hausgenoſſen zu empfangen.

Alle, die ſich auf Wiſſenſchaften legen oder ein Handwerk verſtehen, ſind — ſo wie vormals bei uns — frei von Rekrutirung. An ſchön gewachſenen Soldaten trägt der Schowa eben ſo großen Gefallen, als vormals der König von Preußen. Die tunkineſiſchen Potsdamer dienen gleichfalls unter der Garde.

Die Reichen, wenn ſie alt werden, verſchwenden große Summen für koſtbare Särge. Ein Mann, welcher ſtirbt, wird mit ſieben ſeiner beſten Kleider angethan, eine Frau gar mit neun. Die Särge werden nicht zugenagelt, das wäre eine Beleidigung für den Todten; ſie werden verkittet. Bei der Beerdigung erſcheinen die Söhne des Verſtorbenen in ſehr groben Kleidern, und ſtützen ſich auf Stöcke, zum Zeichen, daß der Schmerz ſie nieder zu werfen droht. Der älteſte — wenn er ſeine kindliche Liebe recht auffallend beweiſen will — muß ſich in der That von Zeit zu Zeit niederwerfen, und den Leichnam über ſich weg tragen laſſen. Wenn er wieder aufſteht, ſo muß er verſuchen, mit beiden Händen den Sarg rückwärts zu ziehen, gleichſam als wolle er den Vater wieder unter die Lebendigen zurück führen. Ihre Trauerkleider ſind aſchfarbig; ſie ſchneiden ſich die Haare ab und tragen eine Art von Strohmützen,

alles das drei Jahre lang, während welcher Zeit ſie auch kümmerlich leben müſſen, und nicht einmal heirathen dürfen, wenn ſie nicht ihre Anſprüche auf die Erbſchaft verlieren wollen. Kein Begräbniß zu erhalten, ſcheint ihnen ein eben ſo großes Unglück, als vor alten Zeiten den Griechen.

Die Blinden ſtehen in hohen Ehren, denn ſie ſind ſämmtlich Wahrſager, und man bedarf alſo zu ihrem Unterhalt in Tunkin keiner Inſtitute, wie das der Quinzevingts zu Paris. Bei uns ſind die neueſten Wahrſager auch blind, aber nicht an den Augen. — Der größte Reichthum der Tunkineſer iſt die Seide. Ihre würzreichen Vogelneſter ſind bekannt.

Ein Körbchen voll Blumen muß deren von allen Gattungen und von keiner zu viele enthalten; darum werde dieſe Skizze hier abgebrochen, um künftig in Siam fortgeſetzt zu werden.

Die Göttin Magada und der Gott Schwerdt.

Es exiſtirt in Paris eine ſogenannte celtiſche Akademie, welche monatlich ihre Abhandlungen heftweiſe mit Kupfern herausgibt, alſo ſehr fleißig arbeitet, was ihr übrigens nicht ſchwer fallen kann, da der ungeheure, von den Deutſchen aufgeſpeicherte Vorrath von Alterthumskunde — meiſtens den Franzoſen noch unbekannte Schätze — für viele Jahre hinreichen wird. In einem der neueſten Hefte hat Herr Johanneau ſeinen Landsleuten erzählt, daß

die alten Sachſen eine Göttin Magada verehrt haben, deren Tempel zu Magdeburg Karl der Große zerſtörte. Sie ſtand (nach Schedius) nackend auf einem Wagen, das Haupt mit Mirten gekrönt, eine brennende Fackel auf der Bruſt, die Weltkugel in der rechten und drei goldene Aepfel in der linken Hand tragend. Drei junge nackende Mädchen mit verſchlungenen Händen, eine Art von Grazien, umringten ſie und boten ihr gleichfalls Aepfel dar. Ihr Wagen erſchien mit Roſſen, Schwänen oder Tauben beſpannt.

Der Name Magada öffnet dem Verfaſſer ein weites Feld zu dem beliebten Etymologiſiren. Faſt in allen nordiſchen Sprachen ſoll es ein Mädchen, eine Jungfrau bedeuten. (Das gilt doch nur von der deutſchen Sprache und ihren Töchtern.) Magdeburg wäre alſo das Parthenopolis des Nordens, die Jungfrauenſtadt; der Name Magdalena käme her von Mägdlein, Magd, Magada. Die Reiſe der heil. Magdalena in einem Schiffe ohne Segel ſoll eine Allegorie von dem Himmelslaufe des jungfräulichen Mondes ſein. Die ſchöne Magellone (wer kennt nicht den gehörnten Siegfried?) verdanket gleichfalls ihren Namen der Göttin Magada, ſo wie eine alte Stadt Magalona, der Sitz eines Biſchofs, die von den Saracenen zerſtört und der biſchöfliche Sitz nach Montpellier verlegt wurde. Selbſt dieſes Montpellier heißt eigentlich Mons puellaris, Mont puellier, Jungfrauenberg.

Mit ähnlicher Kunſt zu finden, was man finden will,

hat Herr Louis de Muſſet über den Gott Schwerdt geſchrieben. Herodot erzählt, daß die Scythen ein Schwert göttlich verehrten, ihre Menſchenopfer ſchlachteten, mit deren Blute es beſprengten. Wenn die gottesdienſtlichen Feierlichkeiten vorüber waren, ſo verwahrte der Fürſt des Stammes oder ein Prieſter das heilige Schwert. Lucian beſtätigt dieſe Ausſage Herodot's. Alle die Barbaren, welche das römiſche Reich überſchwemmten, verehrten dieſe oder jene Waffe. Die Deutſchen nannten den Gott Schwerdt Herr of land, Herr der Erde, (ja wohl!) und daraus ſollen die Franzoſen gemacht haben Erouland, Rouland, Roland (!). Zu Karl des Großen Zeiten machte man den bravſten jungen Ritter zu dieſes Kaiſers Schwertträger und nannte ihn Roland. In der Folge erfand man alle die bekannten Fabeln, verſetzte ihn unter die Heiligen und bewahrte ſein eigenes Schwert als eine Reliquie. Sogar die Türken ſollen im ſechszehnten Jahrhundert einem gewiſſen Peter Balon ein Schwerdt gezeigt haben, welches ſie Roland nannten und große Ehrfurcht dafür bezeigten.

Wie iſt aber Roland, Karl des Großen Neffe, ein türkiſcher Prinz geworden? — Unſer Roland ſowohl, als der der Türken, iſt keineswegs der, von welchem Eginhard ſpricht, ſondern jene Gottheit der Scythen.

Wenn alles dies gleich nur Vermuthungen ſind, ſo kann man hingegen mit Gewißheit verſichern: daß die chriſtlichen Europäer noch bis jetzt dieſe höhern Gegenſtände ihrer Verehrung kennen, als die Göttin Magada und

den Gott Schwerdt; beſonders muß dem letztern jede andere Gottheit weichen.

Hiſtoriſches Gemälde der Nationen.

Unter dieſem Titel hat ein Herr Jondot eine ſynchroniſtiſche Univerſalhiſtorie geliefert, die höchſt mittelmäßig iſt, und von ſehr beſchränkten Anſichten zeugt, von der aber die franzöſiſchen Recenſenten, die oft bis zur Lächerlichkeit unwiſſend ſind, mit vielem Prunk behaupten, ſie ſtelle eine ganz neue, vortreffliche Manier dar, das Gemälde ſämmtlicher Nationen in Einem Namen zu vereinigen, und dieſe Manier ſei ſo neu, daß es bisher kein Wort dafür gegeben, und der Verfaſſer ſich genöthigt geſehen habe, ein neues Wort zu erfinden, nämlich das Wort Synchronismus. Herr Jondot iſt zu bedauern, daß er ſich mit dieſer Erfindung ſo viele Mühe gegeben; er hätte es in der erſten beſten deutſchen Schule erlernen können; ja, er hätte fürwahr beſſer gethan, wenn er, ſtatt ſein angegebenes Werk zu ſchreiben, die vortreffliche kleine Weltgeſchichte von Pölitz überſetzt hätte, die jedem Lehrer der Geſchichte empfohlen zu werden verdient. Da würde er mit Erſtaunen ſeine Erfindung benutzt geſehen haben, noch ehe er ſie der Welt mitgetheilt hatte. Uebrigens wandelt er freilich nicht mit Pölitz auf gleicher Bahn. Er hält ſich beſonders an die Geſchichte der Juden, die er ſo lange als

möglich zum Mittelpunkte nahm, weil — ſie die aller gewiſſeſte ſei, denn, die erſten Menſchen lebten viele Jahrhunderte hindurch, die Generationen hatten freilich Zeit, ſich mit einander zu beſprechen und einander die Begebenheiten mitzutheilen. Von Adam bis zur Sündflut zählt man nur ſechzehn hundert und ſechs und fünfzig Jahre. Adam ſelber wurde neun hundert dreißig Jahre alt. Wie leicht iſt es möglich, daß Einer ſeiner Söhne noch zur Zeit der Sündflut lebte, und wohl gar in derſelben umkam. Natürlich wären er und Noah gute Bekannte geweſen, folglich konnte Noah ſehr wohl von den Begebenheiten der Schöpfung unterrichtet ſein. Sonder Zweifel lebte er auch wieder ſo lange, daß er das Vergnügen genießen konnte, ſeiner neunten oder zehnten Generation die Weltgeſchichte mitzutheilen. Von da bis auf Moſes iſt nur noch ein Schritt und folglich erwieſen, daß Moſes ſeine Geſchichte höchſtens aus der vierten und fünften Hand empfangen hatte.

In der Folge hat es dem Herrn Jondot unmöglich geſchienen, die Geſchichte aller Völker auf die Juden zu beziehen, und er hat alſo nach und nach die Perſer, die Griechen, die Römer in den Mittelpunkt geſtellt. Von den Römern thut er aber einen gewaltigen Sprung auf die Franzoſen, um die ſich, ſeit dem Sturz des römiſchen Reichs, alles drehen muß, gleich als wäre dieſer Sturz vor zwanzig Jahren erfolgt.

Eine alte Vertheidigung der Juden.

Gleich nachdem Karl I. von England Krone und Leben verloren hatte, entwarfen einige Juden den Plan, ſich wieder in England niederzulaſſen, von welchem Lande ſie durch alte Geſetze auf das Strengſte ausgeſchloſſen waren. Cromwell hörte ſie geneigt, wagte aber doch nicht, ſchnell zu entſcheiden, denn es gab große Vorurtheile zu überwinden. Man ernannte Kommiſſarien, um den Plan zu prüfen, und bei dieſen wurden Schriften eingereicht, die für die Juden ſehr herabwürdigend waren. Ihr Abgeſandter, der die Sache am eifrigſten betrieb, war ein gewiſſer Rabbiner, Manaſſeh Ben Iſrael, ein Gelehrter und braver Mann. Er ſchrieb eine Schutzſchrift: Vindiciae Judaeorum oder a letter in Answer to certain objections u. ſ. w., die in unſern Tagen, wo man die Juden ſo hoch erhebt, ein neues Intereſſe gewinnt, theils weil man die abgeſchmackten Beſchuldigungen daraus kennen lernt, die damals mitunter den Juden gemacht wurden, (1656) theils weil ſich Vorwürfe darunter finden, welche den Juden noch heute gemacht werden.

Die erſte Anklage behauptete, daß die Juden am Oſterfeſte Chriſtenkinder ſchlachteten, um das Blut als Sauerteig bei ihrem Brote zu gebrauchen. Manaſſeh glaubt, dieſes alberne Gerücht ſei daher entſtanden, daß irgend ein Mörder, um ſeine That zu verheimlichen, den Ermorde-

ten in das Haus eines Juden geworfen, und dann den leichtgläubigen Pöbel verhetzt habe. Er führt an, daß es im jüdiſchen Geſetz ausdrücklich verboten iſt, das Blut irgend eines Geſchöpfes zu eſſen. Das gehe ſo weit, daß, wenn ſie ein Ei fänden, in dem ſich ein Blutstropfen befinde, ſie das Ei wegwürfen; auch wenn ihnen, beim Abbrechen eines Stück Brotes, ein wenig Blut aus dem Zahnfleiſch trete, und an dem Brote ſichtbar werde, ſchnitten ſie das befleckte Stück ſorgfältig ab. Wie könne man alſo glauben, daß ſie Menſchenblut genöſſen? — Ferner: Du ſollſt nicht tödten, ſei eins ihrer ſtrengſten Geſetze, und Rabbi Moſes ſage ausdrücklich: »Fremde Völker betreffend, haben die Alten uns geboten, ihre Todten zu begraben wie die unſerigen, ihren Armen beizuſtehen wie den unſerigen, um des Friedens willen, und weil Gott ſeine Barmherzigkeit über alle Kreaturen erſtreckt.« — Ich kann vor Gott bezeugen, fügt Manaſſeh hinzu, daß meine Brüder zu Amſterdam einträchtig und brüderlich mit den Chriſten leben; ich habe dreimal geſehen, daß ſie ſich in's Waſſer geſtürzt haben, um Chriſten das Leben zu retten.

Das Geſetz Moſes verordnet: »Wer ſeinen Knecht oder ſeine Magd mit einer Ruthe ſchlägt, daß ſie unter ſeiner Hand ſterben, der wird mit dem Tode beſtraft; leben ſie aber noch einige Tage, ſo bleibt er ungeſtraft, weil ſie ſein Geld ſind,« das heißt ſeine Sklaven. Im erſten Falle wurde vorausgeſetzt, daß der Herr die Abſicht gehabt habe, ſeinen Sklaven zu tödten. Wenn es einem Juden alſo nicht

einmal erlaubt war, einen heidniſchen Sklaven umzubringen, den er gekauft hatte, der ſein Geld war, um wie viel weniger einen Fremdling, mit dem er in Friede lebte? — und geſetzt, es wäre anders, warum ſollte er des Ermordeten Blut verzehren? und geſetzt er thäte es, warum gerade zu Oſtern? wo bekanntlich alles ſo rein zubereitet werden muß; wo man ſich gar keines Sauerteiges bedienen darf?

Wären die Juden fähig, durch ſolchen ſchändlichen Mord ſich der gerechten Rache auszuſetzen, ſo würden ſie es doch gewiß nicht ohne ein ausdrückliches Gebot ihrer Geſetze thun? man zeige uns ein ſolches Gebot! (Dieſer Grund war ſchwach, denn die Chriſten haben oft die abſcheulichſten Gräuelthaten im Namen Gottes verrichtet, ohne auf irgend ein Gebot ſich berufen zu können.) Jeremias empfiehlt ausdrücklich allen, unter fremden Völkern zerſtreuten Iſraeliten, fleißig für die zu beten, unter welchen ſie wohnen, welches auch jetzt noch geſchieht; folglich (ſo fährt er fort) kann es uns nicht einfallen, die Kinder unſerer Mitbürger zu erwürgen. Man ſagt, wir thäten es aus Haß gegen Jeſus von Nazareth! Man ſagt auch, wir entwendeten Kreuze und Heiligenbilder um ſie zu ſchlagen, darauf zu ſpeien und ſie auf alle Weiſe zu mißhandeln? iſt es wohl nöthig, auf ſolche alberne Vorwürfe zu antworten? unſere Geſetze drohen den Fluch allen denen, die ein Bild in ihre Häuſer bringen, welches von fremden Nationen verehrt wird. —

Mathias Paris erzählt, daß im Jahr 1240 die Ju-

den von Norwich ein Chriſtenkind beſchnitten und ihm dem Namen Jürnin beilegten, um es nachher zu kreuzigen, welches zur Folge hatte, daß eine Menge Juden unter den grauſamſten Martern ſterben mußten. Aber warum beſchnitten ſie es denn? dadurch wurde es ja ein Jude! — Mein Volk trägt unter den Mahomedanern ein ſehr viel ſchwereres Joch als unter den Chriſten; es wird gehaßt und mißhandelt; dennoch haben die Türken ihnen nie den Vorwurf gemacht, daß es ihre Kinder erwürge. Wie käme es denn, daß ſie dieſe Gräuelthat blos an Chriſtenkindern verübten? —

Unter dem Kaiſer Friedrich war zu Wien ein Teich gefroren, drei junge Leute ſtürzten hinein und ertranken. Da ihre Verwandten nicht wußten, wo ſie geblieben waren, ſo hieß es, die Juden hätten ſie zu Oſtern geſchlachtet, und auf dieſe bloße Vermuthung wurden dreihundert Juden verbrannt. Als der Teich aufthaute, fand man die drei Leichname und erkannte zu ſpät die Unſchuld der Hingerichteten.

Vor etwa dreißig Jahren lebte zu Raguſa eine Chriſtenfrau, zu der einſt das Kind eines Edelmannes kam, welches einige Diamanten trug. Um dieſe zu haben, ermordete die Frau das Kind, und verbarg den Leichnam unter ihrem Bette. Er wurde gefunden. Sie ſagte aus, ein Jude, Namens Iſaak Jeſchurun, habe ſie zu der That verleitet, um mit des Kindes Blute das Oſterfeſt zu feiern. Sie wurde gehangen, der Jude in den Kerker geworfen und auf die aller unmenſchlichſte Weiſe gemartert. Als man

kein Bekenntniß von ihm erpreſſen konnte, verdammte man ihn dennoch zu zwanzigjährigem Gefängniß in Ketten, nackend, zwiſchen vier Mauern, wo er verfaulen ſollte. Er hat einen Bruder, Joſeph Jeſchurun, der noch zu Hamburg lebt. Nach drei Jahren rührte das Gewiſſen ſeinen Richter, er wurde losgelaſſen, und ging durch Italien, wo man dieſen Martirer bewunderte, nach Jeruſalem, wo er vor kurzem geſtorben iſt.

Im Jahr 1632 wurde zu Madrid bei einem Auto da fé eine ganze jüdiſche Familie verbrannt, auf die Ausſage einer unzufriedenen Magd, nach welcher dieſe Leute ein Bild ſollten gegeißelt haben, aus welchem endlich Blut gefloſſen und eine Klagſtimme erſchollen ſei: »warum geißelt ihr mich ſo grauſam?«

In Liſſabon wurde im Jahre 1631 ein ſilbernes Hoſtiengefäß aus einer Kirche geſtohlen. Jemand hatte in derſelben Nacht einem jungen Juden, Namens Solis, auf der Straße begegnet, der eine Dame beſuchte. Auf dieſe Anzeige warf man ihn in den Kerker, folterte ihn, hieb ihm die Hände ab und verbrannte ihn endlich. Nach einem Jahre bekannte ein Spitzbube unter dem Galgen, daß er jenes Gefäß entwendet habe. Der Bruder des unſchuldig Hingerichteten lebt noch jetzt zu Amſterdam.

Daß manche Juden auf der Folter alles ausgeſagt haben, was man verlangte, beweiſt gar nichts. Der Arzt eines portugieſiſchen Grafen, ein guter Chriſt, geſtand auf der Folter, daß er ein Jude ſei und wurde verbrannt. Der

Graf, der ſich vergebens für ſeine Rechtgläubigkeit hatte verbürgen wollen, dürſtete nach Rache. Er ſtellte ſich krank, und ließ den Inquiſitor zu ſich bitten. Als dieſer erſchien, befahl er ihm, auf der Stelle ein jüdiſches Glaubensbekenntniß zu unterzeichnen, wo nicht, ſich der Tortur zu unterwerfen, deren Inſtrumente er herbei bringen, und alle Anſtalten machen ließ, ſeine Drohung zu bethätigen. Da bekannte der Inquiſitor, daß er ein Jude ſei. »Siehſt du nun?« ſagte der Graf, »meinem Arzt hat die Folter das Geſtändniß ausgepreßt, und dir die bloße Furcht vor der Folter.«

Wie viel auf Gerüchte zu trauen ſei, weiß jeder vernünftige Mann. Und wären ſie tauſendzüngig, und lebte man auch zu gleicher Zeit, in derſelben Stadt, ſo wird man dennoch getäuſcht. Ein Beiſpiel liefert der jetzige Augenblick. Ganz London erzählt, die Juden hätten die Paulskirche gekauft, um eine Synagoge daraus zu machen; natürlich iſt gar nicht daran gedacht worden. Noch im vorigen Jahre hat ein gewiſſer Samuel Brett drucken laſſen, die Juden hätten im Jahre 1650 am 12. Oktober in den Ebenen von Agreda in Ungarn, eine Verſammlung gehalten, um zu entſcheiden, ob der Meſſias wirklich gekommen ſei oder nicht. Samuel Brett ſelbſt will gegenwärtig geweſen ſein, nebſt dreißig tauſend Perſonen; und doch iſt kein wahres Wort daran.

Die ganze Fabel von dem Erwürgen der Chriſtenkinder iſt durch den Grammatikus Apion zuerſt erfunden

worden (wie aus dem zweiten Buche des Joſephus erhellt), der den Antiochus dadurch entſchuldigen wollte, welcher die Juden ſchamlos beraubte. Joſephus erzählt: Nach jenes Apion's Ausſage habe Antiochus einſt im Tempel einen Menſchen gefunden, der, auf einem Bette liegend, eine Tafel mit köſtlichen Speiſen vor ſich gehabt, und den Antiochus kniend als ſeinen Befreier empfangen habe. Auf Befragen, wer er ſei? und was das Alles bedeuten ſolle? ſei die Antwort erfolgt, er ſei ein reiſender Grieche, man habe ihn plötzlich ergriffen und einſam in den Tempel geſperrt, doch ihn ſonſt mit Allem reichlich verſorgt. Sein Wärter oder Kerkermeiſter habe ihm endlich verrathen, daß die Juden, Kraft eines geheimen Geſetzes, jährlich einen Griechen entführten, denſelben ein Jahr lang köſtlich ſpeiſten, dann aber im Walde ermordeten, ſeine Eingeweide verzehrten, und dabei den Griechen ewigen, blutigen Haß ſchwüren. Joſephus hat ſich die Mühe genommen, dieſe alberne Verleumdung gründlich zu widerlegen.

Es iſt merkwürdig, daß dasſelbe Märchen von den erſten Chriſten erzählt wurde. Die Heiden beſchuldigten ſie, Kinder zu tödten und deren Blut zu ſchlürfen. Man leſe Tertullian, Euſebius und andere mehr. Der Grund dieſer Verleumdung iſt, bei einer wie bei der andern Nation, ſtets die Habſucht geweſen: die Heiden ſuchten Vorwand die Chriſten zu plündern, und eben ſo machten es wieder die Chriſten mit den Juden. Als ich kürzlich einen polniſchen Rabbiner, der nach Amſterdam kam, ſchalt, daß die

Juden in Polen und Deutſchland ſo ungeheure Zinſen von den Chriſten nehmen, da ſie doch in Holland und Italien ſich weit billiger zeigen; ſo antwortete er mir mit Achſelzucken: »wir müſſen es thun, weil man uns beſtändig durch falſche Zeugen peinigt, und uns in einer Stunde mehr wieder raubt, als wir das ganze Jahr gewinnen können.«

Bisweilen hat die göttliche Vorſehung ſich unſerer Unſchuld angenommen und unſere Verleumder entlarvt. Man lieſt in dem Buche Scebet Jehnda: Ein König von Portugall konnte in einer Nacht nicht ſchlafen; er trat heraus auf den Balkon, und gewahrte im Mondſcheine zwei Männer, die einen Leichnam trugen, und ihn vor das Haus eines Juden legten. Der König ließ dieſen Mördern ſogleich nachſchleichen und ihre Wohnung aufſpüren. Am andern Morgen umringte der Pöbel des Juden Haus, um ihn ſeiner Wuth zu opfern. Allein der König hatte bereits die Thäter verhaften laſſen, und legte ſelber Zeugniß von des Juden Unſchuld ab. Dann ließ er ein paar ihrer Aelteſten zu ſich rufen, und fragte ſie: wie ſie den vierten Vers des einhundert ein und zwanzigſten Pſalms auslegten? die Antwort war: »Siehe, der, welcher Iſrael bewacht, wird nicht ſchlummern und nicht ſchlafen.« »Wenn er nicht ſchlummert,« verſetzte der König, »ſo wird er auch noch weniger ſchlafen. Ihr überſetzt mangelhaft. Es muß heißen: »Siehe, der Herr ſchlummert nicht, und wird auch nicht zugeben, daß der, welcher Iſrael bewacht, entſchlummere. Gott, der über euch wacht, raubte mir den Schlaf.«

Endlich iſt noch zu erinnern, daß die ganze ungereimte Beſchuldigung ſchon einmal von einem Pabſte im Concilio geprüft und für grundlos erklärt worden, worauf dieſer Pabſt ſelber den Juden erlaubte, in ſeinen Staaten zu wohnen, auch die italieniſchen Fürſten und den König Alphon's den Weiſen von Spanien davon benachrichtigte. Geſetzt nun auch, es ſei jemals geſchehen, daß ein Jude ein Chriſtenkind erwürgt habe, ſoll unſere ganze Nation dafür büſſen?

Zweitens beſchuldigt man uns des Götzendienſtes, weil wir in den Synagogen unſern Geſetzbüchern tiefe Ehrfurcht beweiſen; weil wir ſtehen, wenn ſie aus dem Schranke genommen, weil wir die Häupter neigen, wenn ſie zurückgetragen werden. Uns trifft dieſe Beſchuldigung! uns, denen die Geſetze alle Bilderverehrung ſo ſtreng verbieten, daß ſogar derjenige, der ſich einen Dorn in den Fuß träte in einem Augenblick, wo er vor einem chriſtlichen Heiligenbilde vorbei ginge, ſich nicht bücken dürfte, um den Dorn auszuziehen, damit es nicht ſcheinen möchte, er habe ſich vor dem Bilde gebücket. Die Chriſten küſſen die Bibel, warum ſollten wir uns nicht vor unſern Geſetzbüchern neigen? That es doch ſogar Ptolomäus Philadelphus, der ein Heide war, als die zwei und ſiebzig Dolmetſcher ihm das Geſetzbuch brachten. Und wer weiß nicht, daß wir die Erſten waren, die da lehrten, es ſei nur ein einziger Gott?

Drittens wirft man uns vor, wir verfluchten in den

Synagogen die Christen täglich dreimal. Man beruft sich dabei auf eine Stelle des Talmud, in welcher blos von Minim (Ketzern) die Rede ist, welche zu Tabné, eine Stadt nicht weit von Jerusalem, wohnten. Also nicht Christen oder sonst irgend fremde Religionsverwandte, sondern einzig und allein die jüdischen Ketzer trifft jener Fluch, in welchem freilich auch von einem Reiche die Rede ist, aber nur von dem Reiche des Hochmuths. Vermuthlich war das römische Reich damit gemeint, denn christliche Reiche gab es noch gar nicht, als das Gebet verfertigt wurde. Auch haben wir die Worte Ketzer und Reich in unsern neu gedruckten Gebetbüchern längst weggelassen, aber aus Furcht mißverstanden zu werden, und haben statt derselben die Worte Angeber und Verleumder der Juden und alle Zodim (das heißt alle Uebermüthige) gesetzt. So machten es einst die zwei und siebzig Dolmetscher, als sie, statt des Wortes Arnebeth (ein Hase) das Wort dasipoda, ein Thier mit breiten Füßen, setzten, weil des Ptolomäus Gemahlin Arnebeth hieß. Auch des griechischen Wortes Lagoon oder Lagon (ein Hase) wollten sie sich nicht bedienen, weil des Ptolomäus Familiennamen Aehnlichkeit mit demselben hatte. Während Mulei Zidan in Marocco regierte, wollte ein abtrünniger Jude seinen mahomedanischen Eifer beweisen, und klagte seine gewesenen Glaubensbrüder an, daß sie alle Zedim verfluchten, welches die Familie Zidan bedeute. Der Fürst begnügte sich zwar mit ihrer Erklärung, meinte

aber doch, ſie würden beſſer thun, ein anderes Wort unterzuſchieben.

Weit entfernt den angeſchuldigten Fluch auszuſtoßen, beten vielmehr die Juden an jedem Sabbath und Feſttage für die Fürſten, unter deren Schutz ſie leben, wie auch ſchon Jeremias und der Talmud ihnen vorgeſchrieben haben. Als Alexander der Große nach Jeruſalem kam, um den Tempel zu zerſtören, ging Simeon der Gerechte ihm entgegen und ſprach: »Willſt du den Ort zertrümmern, wo wir täglich für dein Glück beten?« — Als Nicanor gegen Jeruſalem zog, zeigten ihm die Prieſter das Opfer, welches ſie für die Wohlfahrt ſeines Fürſten brachten. Daſſelbe widerfuhr dem Heliodorus, einem Feldherrn des Seleucus. Selbſt die Juden in der Gefangenſchaft zu Babylon ſchickten ihr durch eine Kollekte geſammeltes Geld nach Jeruſalem, um für Nebuchadnezar und deſſen Sohn zu beten. Ein gleiches thaten die Juden in Aſien, um dem Gebete ihres Oberprieſters Hircan das Leben Cäſar Auguſt's und des Antonius zu empfehlen.

Der Jude Philon, der in ſeinem Geſandtſchaftsbericht von einem Briefe redet, in welchem Caligula begehrte, die Juden ſollten ihm eine Bildſäule in ihrem Tempel errichten, erwähnt der Antwort des Agrippa: »Die Juden bringen täglich Opfer für die Wohlfahrt deines Reichs.«

Dagegen verordneten auch Cyrus und Darius dankbarlich, daß man den Juden alles liefern ſolle, weſſen ſie zu ihren Opfern bedürftig wären; Artaxerxes unter-

ſtützte den Tempelbau; Alexander der Große ſtieg von ſeinem Wagen und warf ſich zu den Füßen des Oberprieſters, ihn bittend, er wolle Opfer für ihn bringen; Ptolomäus Philadelphus ſchmückte den Tempel mit koſtbaren Geſchenken, und Antiochus unterſagte allen Fremden, das Heiligthum der Juden zu verunreinigen. Pompejus der Große wagte weder den Tempel zu plündern noch deſſen Schätze zu berühren. Cicero und nach ihm der heilige Auguſtin haben zwar geſagt, Pompejus habe das blos unterlaſſen, um nicht für habſüchtig zu gelten, allein es geſchah aus Ehrfurcht für den Tempel (?). Aus einem Schreiben des Agrippa, welches Philon mittheilt, lernen wir, daß Cäſar Auguſtus täglich auf ſeine Koſten ein Rind und zwei Lämmer in dieſem Tempel opfern ließ. Seine Gemahlin Julia ſendete goldene Schüſſeln und Becher zum Geſchenk. (Livia muß es heißen. Der gelehrte Rabiner iſt nicht ſehr bewandert in der Geſchichte, wie ſich aus mehreren Stellen ſeiner Apologie ergibt.)

Cleopatra bewies ſich nicht minder freigebig. Tiber ließ, während der zweiundzwanzigjährigen Dauer ſeiner Regierung, auf ſeine Koſten opfern und Nero folgte dieſem Beiſpiel, bis Eleaſar's unkluger Eifer dieſen Fürſten erbittert und eine heftige Verfolgung veranlaßte. Unſer Tempel iſt zerſtört, unſere Opfer ſind aufgehoben, allein noch jetzt beten wir täglich: »Herr! erfülle die Welt mit deiner Gnade, denn alle Kreaturen ſind das Werk deiner Hände,« und wir, denen Gott ſelbſt gebot: „du ſollſt den Egypter

nicht haſſen, denn du warſt ein Fremdling auf Erden," wir, die wir ein Volk nicht haſſen durften, welches uns ſo viele Drangſale angethan, wir ſollten Völker verfluchen, unter denen wir freundlich geduldet werden? und ſelbſt, wo wir zu klagen hätten, müſſen wir das Beiſpiel der tugendhaften Berurir befolgen, von welcher im Talmud erzählt wird, daß, als ſie ihren Mann, den Rabbi Meir, Gott bitten hörte, ſeinen böſen Nachbar zu vertilgen, ihm zurief: »das ſei ferne in Iſrael! Bitte Gott, daß er ihn beſſere."

Die vierte Anklage machte uns gar zu Gotteslä-ſterern, weil wir beten: »wir danken dir Gott, daß du uns nicht gemacht haſt, wie die Völker der Erde, denn ſie beugen ihre Knie vor Göttern, die ihnen nicht helfen können: wir aber verehren nur den König der Könige, der Himmel und Erde erſchaffen u. ſ. w.," wo iſt da Gotteslästerung? oder auch nur eine Läſterung anderer Götter?

Sultan Selim der Eroberer achtete dies Gebet ſo hoch, daß er es überſetzen ließ, und zu ſeinem Arzt Moſes Amon ſprach: »wozu habt Ihr ſo lange Gebete? Dies Einzige wäre hinreichend." — Gott ſelbſt hat uns geboten: »Du ſollſt nichts übels reden von fremden Göttern." Ueberdies wurden alle die Gebete, welche Burtorff in ſeiner rabbiniſchen Bibliothek uns vorrücket, zu einer Zeit verfertigt, wo Chriſtus noch gar nicht geboren war, können alſo nicht auf ihn gedeutet werden.

Man iſt auch ſo unverſchämt zu behaupten, daß wenn

wir den Namen Christi in den Synagogen ausſprechen, wir dabei ausſpucken. Sind denn in Holland und Italien unſere Synagogen nicht oft mit Chriſten angefüllt, die uns genau beobachten? haben ſie je etwas dergleichen geſehen?

Man beſchuldigt uns fünftens, daß wir Proſelyten zu machen ſuchen. Ein leeres Gerücht. Berühmte Gelehrte aus ganz Europa haben mich beſucht und ſich oft mit mir unterhalten, ſie mögen zeugen, ob es mir je in den Sinn gekommen, ſie bekehren zu wollen. Kaſſpar Barleus, der Virgil unſers Jahrhunderts, hat ſogar Verſe zu meinem Lobe gemacht, welches ich nicht aus Ruhmredigkeit, ſondern als einen Beweis meiner Unſchuld anführe. Ueberdies verbinden uns die Geſetze, Jeden, der ein Chriſt werden will, zuvor ſtreng zu prüfen, ob er aus Armuth oder aus Leidenſchaft für eine Jüdin, oder ſonſt aus einem weltlichen Grunde dieſen Schritt zu thun begehre. Schon dieſe Vorſicht, und die Behutſamkeit, mit der wir es vermeiden, von der Religion zu ſprechen, erſchwert uns die Proſelytenmacherei. Ferdinand und Iſabella von Kaſtilien gründeten freilich ihren Befehl uns zu vertreiben auf dieſe Anklage, allein ſie war ein leerer Vorwand, um ihre Tirannei zu beſchönigen.

Die ſechſte Beſchuldigung betrifft den Wuchergeiſt der Juden: man äußert die Befürchtung, daß die Juden, in England eingeniſtelt, allen Handel an ſich ziehen würden. Manaſſeh antwortet darauf, man ſolle bedenken,

wie viel Zoll und Acciſe gewinnen würden, wenn die Juden ihre Habſeligkeiten nach England brächten; wie viel die Krämer, die einen beſſern Abſatz ihrer Waren finden würden; wie viel das ganze Land durch die vermehrte Conſumtion! die Juden, meint er, die in der ganzen Welt zerſtreut wären, könnten wichtige Dienſte leiſten, durch die Nachrichten, welche ſie mittheilten (das klingt ja faſt als wären ſie Spione), und durch die neuen Handelsverbindungen, welche ſie eröffneten. England entbehre eine Menge der Marine nothwendige Dinge, auch Wein, Oel, Feigen, Mandeln, Roſinen und alle indiſchen Gewürze. (Die Engländer haben ſich alles das ſehr reichlich ohne die Juden zu verſchaffen gewußt.) Freilich ſagt man, die Juden wären Betrüger, aber dieſer Vorwurf treffe nur letztere, wie unter allen Nationen. Er erzählt dabei eine Anekdote aus dem Talmud, welche wenigſtens beweiſet, daß die Juden wenige Nachrechnungen halten. Einige Einwohner von Alexandrien verklagten die Juden vor Alexander dem Großen, daß ſie von ihnen beraubt worden, und forderten Erſatz. Aber Guebria Ben Peſria antwortete: „Als unſere Väter nach Egypten kamen, waren ihrer nur ſiebzig Seelen. Sie vermehrten ſich bis auf ſechsmal hundert tauſend, und waren Sklaven der Eggyter zweihundert und zehn Jahre lang. Nun wollen wir einmal gegen einander rechnen, wie viel ihr für unſere Arbeit uns noch ſchuldig ſeid.“ (Sie läugneten alſo den Diebſtahl nicht, ſondern ſchilderten ihn blos als eine Ein-

kassirung des Arbeitslohnes ihrer Väter. Unter solchen Vorwänden kann man alles in der Welt rauben. Wenn es wahr ist, was der Talmud hinzu fügt, daß Alexander der Große mit dieser Vertheidigung sich begnügt habe, so war er wenigstens als Richter nicht groß.)

Manasseh führte aus einem alten Buche noch ein Beispiel an, wo ein Jude von einem Heiden einen Esel gekauft, dessen Kappzaum ein Kleinod enthielt, wovon der Verkäufer nichts gewußt; das habe der Jude wieder zurückgegeben, weil er blos den Esel und nicht das Kleinod gekauft. Das was freilich die Handlung eines ehrlichen Mannes, beweiset aber nichts für die jüdische Nation.

Wahr ist es, fährt er fort, unter Eduard I. wurden die Juden beschuldigt, die Münzen zu beschneiden, aber nur der Haß gegen sie erregte diesen Verdacht (der doch noch immer so ziemlich allgemein ist.) Er schließt mit der Erinnerung, daß er nun seit sieben Jahren daran arbeite, die Juden nach England zu versetzen, weil Gott gesagt habe, sie sollten zerstreut werden von einem Ende des Erdbodens bis zu dem andern, und weil er Großbritannien für ein solches Ende des Erdbodens halte. Er habe ein Werk geschrieben: die Hoffnung Israels, und solches dem Parlament und dem Staatsrath überreicht, worauf er einen Paß erhalten und sich nunmehr an den Lord Protektor gewendet, den Gott erhalten wolle! Se. Durchlaucht habe zu Whitehall eine Versammlung von Theologen, Juristen und Kaufleuten veranstaltet (etwas

ähnliches geſchah in unſern Tagen), und nun bitte er Gott ſie zu erleuchten, und ſein Volk ferner zu beſchützen, auch die engliſche Nation recht bald die, von Sophonius prophezeiten Tage erleben zu laſſen, wo alle Menſchen ihnen auf gleiche Weiſe dienen werden.

Geſchrieben den 10. April 1656.

Ueber die Stadt Nola und die Erfindung der Glocken nach Swinburn.

Nola liefert wenig Merkwürdiges, denn ſeine ſchönen Ruinen ſind faſt verſchwunden, bis auf zwei Amphitheater von Mauerſteinen. Doch einige Anekdoten geben der Geſchichte dieſer Stadt Intereſſe. Auguſtus ſtarb daſelbſt im ſechsundſiebzigſten Jahre; auch St. Paulin, von Bordeaux gebürtig, Biſchof von Nola, im Jahr Chriſti 431. Er war ein guter Dichter. Seine Gedichte ſind verhallt, nicht aber die Töne der Glocken, die er ſoll erfunden haben. Vielleicht führte er nur ihren Gebrauch ein. Vorher bedienten ſich die Chriſten, um ihre Verſammlungen anzukündigen, blos hölzener Schnarren (wie an vielen Orten die Nachtwächter haben) weil ſie noch keine Glocken läuten durften. (Am grünen Donnerstage und Charfreitage werden dieſe Schnarren noch jetzt ſtatt der Glocken gebraucht, vermuthlich weil ſie mehr Frömmigkeit

andeuten, denn die Glocken werden ja auch bei weltlichen Feierlichkeiten geläutet.)

Plinius und Strabo erzählen, daß schon die Alten Glocken hatten. Es hingen deren um Porsenna's Grabmahl. Die Töne in den Tempel Dodona wurden gewiß durch eine Art von Glöcklein hervorgebracht. In Rom wurde durch eine Glocke die Badestunde angezeigt. Die Nachtwächter trugen deren; auch den Schafen band man sie um den Hals, um die Wölfe zu verscheuchen, oder als Amulette. Heutzutage werden gleichfalls solche Glöcklein, unter Protektion des heil. Antonius, eingesegnet, und den Thieren um den Hals gebunden, um sie vor Krankheiten zu schützen. Die Hirten glauben auch, daß das Geläute den Thieren angenehm sei, und daß sie besser dabei fressen.

Lucian erzählt, daß die Priester der syrischen Göttin die Freigebigkeit frommer Seelen durch solch Geklingel erweckten. In Italien thun die Einsiedler und Bittmönche dasselbe. Zonaras berichtet, daß die Verbrecher, wenn sie zur Hinrichtung geführt wurden, durch Glöcklein die Begegnenden erinnerten, ihnen auszuweichen, um sich nicht zu verunreinigen. Daher kommt es vielleicht, daß man noch jetzt in England die Glocken läutet, wenn ein armer Sünder zum Richtplatz geführt wird.

Quintilian ist der erste Schriftsteller, der sich des Wortes nola bedient, um eine Glocke zu bezeichnen, vorher nennte man sie tintinnabulum; zur Zeit des heiligen Hieronymus kam das Wort Campana in Gebrauch.

Im ſechzehnten Jahrhundert machte ein gewiſſer Giordano Bonni, zu Nola geboren, größeren Lärm in der theologiſchen Welt, als alle Glocken zuſammen genommen. Er lehrte in einem Buche, spaccio della bestia trionfante, daß alle Religionen blos menſchliche Erfindungen wären; machte ſich luſtig über Offenbarung und Wunder, und behauptete, das Naturgeſetz ſei allen vernünftigen Geſchöpfen anſtändig und genügend. Er lebte lange am Hofe der Königin Eliſabeth unter dem Schutze vieler Großen, bis er im Jahr 1600 nach Italien zurückging, von der Inquiſition verhaftet und zu Venedig verbrannt wurde.

Welches Volk zuerſt Nola bewohnt habe, iſt nicht mehr auszumitteln. Die alten Münzen beweiſen, daß es eine Zeit lang durch Griechen bevölkert war.

Bruchſtücke aus Bayle's hiſtoriſcher Abhandlung über die Schmähſchriften.

(Geſchrieben vor hundert Jahren.)

Ich wünſchte wohl zu wiſſen, aus welchen Gründen der Kaiſer Auguſtus die Schmähſchriften unter die Majeſtätsverbrechen zählte? denn vor ſeiner Zeit — wie Tacitus bemerkt — war blos der ein Hochverräther, der das Heer oder das Volk durch Aufwiegelung, oder die Majeſtät der Republik durch eine ſchlechte Amtsverwaltung ſchwächte.

»Handlungen rügte man, Worte nicht.« (Tacitus Annalen L. I. C. LXXII.) Darum erinnert auch ein anderer Geſchichtſchreiber, daß es unerhört in Rom geweſen, was einer Dame aus dem Geſchlechte der Claudier widerfuhr. Sie kam aus dem Theater, das Gedränge war groß, ihr Wagen konnte nicht vorwärts, da wurde ſie ungeduldig und ſagte ſehr laut: »Wollte Gott, mein Bruder käme wieder auf die Welt und verlöre noch eine Flotte — (er hatte nämlich in einer Seeſchlacht großen Verluſt erlitten) — damit es in Rom weniger Volksgedränge gäbe.« — Die Dame wurde deshalb vor dem Volke als Majeſtätsverbrecherin angeklagt, welches doppelt auffallend war: Einmal weil der Wunſch von einem Frauenzimmer kam, und zweitens, weil es doch nur ein Wunſch war. (Sueton im Leben des Tiberius.)

Satyren, ſeine eigne Perſon betreffend, geſprochene oder geſchriebene, achtete der Kaiſer nicht, und antwortete dem Tiberius, der ſich heftig darüber beklagte: »Mögen ſie doch Böſes von mir reden, wenn ſie mir nur nichts Böſes zu thun im Stande ſind.« (Sueton im Leben des Auguſtus.)

* * *

Weit reizbarer über dieſen Punkt war Tiber. Ein gewiſſer Cremutius Cordus hatte allerlei geſchrieben, was ſeine Perſon antaſtete, und an ſehr empfindlichen Stellen verwundete, denn es war unter andern von ſeiner häuslichen Zwietracht die Rede, auch konnte er ihm nicht

verzeihen, daß er des Caſſius und Brutus mit einigem Lobe erwähnt hatte. Nero hingegen, ſo ganz Nero wie er auch war, hatte nichts dagegen, daß der Senat den Prätor Antiſtius — einen Satyrenſchreiber gegen den Kaiſer — blos verbannte und ſeiner Güter beraubte, ja er ſtellte ſogar dem Senate frei, ihn gänzlich loszuſprechen. (Tacit. Annal.) Einen gewiſſen Fabricius Vejento, der den Senat und die Prieſterſchaft in Rom hart angegriffen hatte, verbannte Nero blos aus Italien. Seine Schriften wurden zum Feuer verdammt und (wie gewöhnlich) um ſo begieriger geſucht und geleſen, ſo lange es gefährlich war, ſie zu beſitzen; ſo bald dieſe Gefahr aufhörte, bekümmerte man ſich nicht mehr darum. — Sueton bemerkt als einen auffallenden Zug in Nero's Charakter, daß er gerade gegen diejenigen am gutmüthigſten war, die ſich über ihn luſtig machten. Es erſchienen ſehr bittere Verſe auf ihn, er fragte nicht einmal nach dem Verfaſſer und litt auch nicht, daß er, entdeckt, gezüchtigt wurde; entweder — meint Sueton — weil er aller Scham, wie man zu ſagen pflegt, den Kopf abgebiſſen hatte, oder weil er ſich nicht wollte merken laſſen, daß es ihn ärgere, um nicht noch mehrere Spötter zu erwecken. Ein Cyniker verhöhnte ihn einſt auf offener Straße, ein Schauſpieler brachte ihn ſogar auf das Theater; er begnügte ſich, beide aus Italien zu verbannen.

* * *

Gerechtigkeit und öffentliche Wohlfahrt erheiſchen, daß ſchlechte Handlungen vor den Richterſtuhl des Rufes (de

la renommée) gezogen und da gezüchtigt werden; aber man ſollte dieſes Strafamt der Geſchichte überlaſſen und die Geſchichte ſollten nur Männer ſchreiben, die von der Regierung dazu beauftragt wären. (Bayle vergißt hier, daß wir dann nie eine Geſchichte haben würden, es wäre denn, daß man, wie der Sage nach in China geſchieht — die Blätter einer ſolchen Geſchichte in einen verſchloſſenen Kaſten ſchöbe, der nicht eher geöffnet werden dürfte, bis der regierende Monarch geſtorben wäre. Bayle hat wohl ſelbſt gefühlt, wie zweckwidrig ſein Vorſchlag ſei, denn er fügt hinzu: ich ſage nicht, daß eine ſolche Einrichtung nicht auch wieder ihre großen Unbequemlichkeiten haben würde, aber die größten würden doch vermieden. (Daran ſteht zu zweifeln.) Wir haben jetzt gar zu viele Schriftſteller, die mit unreinen Händen die hiſtoriſchen Thatſachen beſudeln und ſie ſo beſudelt auf die Nachwelt bringen. Der erſte Eindruck währt lange. Quo semel est imbuta recens servabit odorem Testa diu, ſagte Horaz.

Das gilt beſonders von Begebenheiten, die ſchon in ihrer Geburt verdreht werden, von Zeitungsnachrichten, die man ſchnell und warm verbreitet. Alle Völker gleichen ſo ziemlich dem, von dem ein Kardinal einſt ſagte, indem er ihm ſeinen Segen ertheilte: »es will durchaus betrogen ſein, nun ſo werde es betrogen.«

Katharina von Medicis pflegte zu ſagen: »eine falſche Nachricht, wenn ſie auch nur drei Tage lang geglaubt wird,

iſt im Stande, einen Staat zu retten.“ (d'Aubigné.) Die Häupter der Ligue erhielten ſich auf ſolche Weiſe lange in Paris. Ein Geſchichtſchreiber jener Zeit berichtet: »Als ihre Armee zertrümmert war, nahmen ſie ihre Zuflucht zu ihren gewöhnlichen Ränken, ſie machten nämlich den Pariſern allerlei weiß, was in unzähligen Flugblättern herumgetragen wurde. Bald hieß es: »die Einwohner von Dreux hätten bei einem Sturme dem Könige fünfhundert Mann getödtet, noch mehrere verwundet und der Marſchall Biron ſei dem Tode nahe;“ bald wiederum: »man habe in einer gewaltigen, lange zweifelhaft gebliebenen Schlacht einen großen Sieg davon getragen, und der Branner (Heinrich IV.) ſei entweder todt oder doch nicht weit davon.“

Man iſt in neueren Zeiten auch nicht ſehr gewiſſenhaft geweſen, wenn man ſchlimme Nachrichten zu erzählen hatte, und die Gewiſſenhaftigkeit wäre da auch nicht an ihrem rechten Platze. — (Wenn Bayle hier als Politiker ſpricht, und, wohl zu verſtehen, die Politik für gänzlich unvereinbar mit der Moral hält, ſo mag er Recht haben; ſonſt aber iſt es ein abſcheulicher Grundſatz, daß es Fälle geben könne, wo das Gewiſſen überflüſſig und nicht an ſeinem rechten Platze ſei. Möge immerhin Gutes durch Gewiſſenloſigkeit bewirkt werden, der Zweck heiligt doch die Mittel nicht.) — Livius wirft mit Recht dem bei Kannä geſchlagenen römiſchen Conſul vor, daß er den Abgeordneten ſeiner Bundesgenoſſen den Verluſt nicht verheimlicht habe, denn die Folge war, daß ſie zum Hannibal über-

gingen. — (Allerdings machte Livius dieſen Vorwurf mit Recht, aber ein anderes iſt, etwas verſchweigen, ein anderes, etwas falſches unterſchieben.)

Plutarch erzählt, daß ein Athenienſer grauſam gemartert wurde, weil er eine ſchlimme, obgleich ſehr wahre Neuigkeit verbreitete. Von einem, ſo eben im Hafen gelandeten Fremden hatte dieſer Menſch erfahren, Nicias ſei geſchlagen; über Hals und Kopf lief er in die Stadt, es zu verkündigen. Woher haſt du die Nachricht? fragte man ihn; und da er keinen Gewährsmann namhaft machen konnte, ſo mußte er büßen als ein Unruheſtifter, ſo lange bis die Wahrheit ſich beſtätigte. (Plutarch im Leben des Nicias.) Hätte er einen Sieg fälſchlich verkündet, man würde ihm nichts gethan haben. Das mag des Stratocles Beiſpiel beweiſen, der, wohl wiſſend, die athenienſiſche Flotte ſei derb geſchlagen, die Bürger aufforderte, den Göttern für einen Sieg zu danken. Sie thaten es und als ſie nachher den Betrug erfuhren, entwaffnete ſie alſobald die Antwort des Stratocles: »welches Leid habe ich euch zugefügt? mir habt ihr drei frohe Tage zu verdanken.« (Eben daſelbſt.)

* * *

Aber im Grunde iſt ſolch ein Vortheil ſehr gering. Man fühlt, durch Freude getäuſcht, den Verluſt doppelt ſchmerzlich. Auch macht eine Nation ſich verächtlich und ihren Feinden lächerlich, wenn ſie eingebildete Siege feiert. Mag immerhin ein Privatmann wie Cicero ſprechen, als man

ihm den unverbürgten Tod eines Feindes meldete: „ich glaube dem Gerüchte nicht, aber ich will einſtweilen die Zinſen davon ziehen.“ (Quintil. Instit. Orat.) Ein Staat hingegen würde ſich oft großen Unfällen ausſetzen, wenn er auf Gerüchte bauen wollte. Die Aetolier büßten ſtrenge, als ſie, der falſchen Nachricht vertrauend, Scipio ſei gefangen und das römiſche Heer vom Antiochus geſchlagen, das Joch abſchütteln wollten. (Livius L. XXXVII.)

* * *

Man denke ja nicht, daß Katharina von Medicis habe ſagen wollen: ein falſches, drei Tage lang geglaubtes Gerücht könne immer den Staat retten. Solche Gemeinſprüche ſind nie allgemein anwendbar. Wahrer mag ſein, daß es allerdings von Nutzen iſt, den in einer Schlacht erlittenen Verluſt dem Volke zum Theil zu verbergen. Dieſe Täuſchung gehört gar nicht mehr unter die politiſchen Feinheiten, ſie iſt das ABC der Staatsklugheit. Man muß in Zeitungen der rhetoriſchen Figuren ſich bedienen, um den Verluſt des Feindes zu vergrößern, den eigenen zu verkleinern. Aber es wäre zu wünſchen, daß dieſe Zeitungen nur gehört würden, oder daß man ſie wenigſtens nicht druckte, denn der Druck verewigt ſie, und macht ſie zu Materialien für den Geſchichtſchreiber; dadurch wird die Geſchichte in ein undurchdringliches Chaos von Unzuverläſſigkeit gehüllt und der Nachwelt die Wahrheit entzogen. — Es iſt ſehr angenehm, Zeitungen zu leſen, wer mag das läugnen? aber die meiſten ſind gleichſam Klagſchriften

in einem Prozeſſe (plaidoyers), ſie zeigen nur, was ihrer Sache günſtig iſt und den Feind verhaßt macht. Kluge Leſer werden freilich nicht getäuſcht, und ſehen wohl, daß man nicht Alles ſagt, daß man dem öffentlichen Wohl, oder auch bisweilen den häuslichen Verhältniſſen manches opfert. Zeitungsſchreiber, welche die feindlichen Nachrichten zu entkräften ſuchen, führen auch eine Art von Krieg mit Gänſewaffen, wie ein politiſcher Schriftſteller ſie nennt. (Arma anserina.) »Die Zeitungen,« ſagt er, »kommen nicht aus den ſybilliniſchen Büchern, ſondern aus dem Gehirn der Menſchen und bethören die Leichtgläubigen. Siege werden ausgeſchrien, der Feind wird geſchmäht. So z. B. ließ Pompejus Schreiben in alle Provinzen ergehen, prahlend mit einem gewaltigen Siege bei Dyrrachium, Cäſar ſei geflohen, ſein ganzes Heer vernichtet; wodurch die pompejaniſche Partei anſehnlich verſtärkt wurde. Die Welt will betrogen ſein. So machte es der Herzog von Mayenne nach der Schlacht bei Ivry u. ſ. w.« (Arma anserina sive armatura epistolaris a doctore militari Tacito subministrata et in dissertatione politica diducta a G. C. W.) (Es iſt nicht zu läugnen, daß die Gänſewaffen noch immer im Gebrauche ſind; die Erfindung der Buchdruckerkunſt hat ihnen neue Stärke gegeben.) — Die Welt (ſo ſchrieb Bayle ſchon vor hundert Jahren) hat ſich ſo ſehr an Zeitungen gewöhnt, daß ſie das Verbot derſelben als eine Sonnenfinſterniß, als einen Gegenſtand der öffentlichen Trauer betrachten würde.

(Michael Herz in ſeiner bibliotheca germanica führt ein ganzes Heer von Zeitungen an, die damals ſchon verſchlungen wurden, und, wie er ſagt, nicht blos das Geſchehene, ſondern auch das zu Geſchehende verkündeten, ſo groß ſei die Eitelkeit der Schreibenden oder der Glaubenden. [Tanta enim scribentium vel credentium vanitas est.] Er nennt die Zeitungen von Jena, Leipzig, Nürnberg, Hamburg, Paris, Haag, Amſterdam, Brüſſel. Ein gewiſſer Fritſch ließ 1676 zu Jena eine Abhandlung vom Gebrauch und Mißbrauch der Zeitungen drucken.)

* * *

(Ich habe irgendwo geleſen, es ſei zu wünſchen, daß am Ende jedes Jahres alle die falſchen Gerüchte geſammelt würden, die während des Jahres im Umlauf waren. Das wäre faſt überflüſſig, denn die Zeitungen widerrufen ja ſelbſt oft genug ihre Nachrichten. Nützlicher wäre ein ſolches Unternehmen geweſen zu der Zeit, als man noch nicht druckte, zum Beiſpiel damals, als die Türken die Inſel Rhodus einnahmen. Wir kennen, durch die von Ruſcelli geſammelten Briefe, einige der bethörenden Gerüchte, welche damals in Italien herum liefen. Am 10. Dezember 1522 verſicherten die römiſchen Neuigkeitskrämer, die Belagerung ſei aufgehoben. Am 22. Dezember desſelben Jahres wurde Rhodus wirklich erobert, und noch am 23. Februar 1523 hieß es: es ſei noch gar nicht gewiß, daß Solimann die Stadt wirklich eingenommen. Trotz unſerer Buchdrucker-

kunſt ſind in neuern Zeiten oft ähnliche Dinge geſchehen.) Im Jahre 1500 erzählte man zu Padua, als ein unbezweifeltes, von Rom ſelbſt geſchriebenes Factum, der Papſt ſei am Peterstage vom Blitz erſchlagen worden, und alle Bürger hätten die Waffen ergriffen. — Im Jahre 1580 hieß es in Holland zu gleicher Zeit: der König von Frankreich, der König von Spanien und der Herzog von Alba wären geſtorben. (Lipsius Epist.)

* * *

Vigneul Marville macht in ſeinen Mélanges d'histoire folgende Bemerkung über die Zeitungsſchreiber: „Nur ein Umſtand iſt ihnen nachtheilig: ſie ſind nicht Herrn ihrer Feder, ſie ſind einer höhern Aufſicht unterworfen, ſie dürfen die Wahrheit nicht mit hiſtoriſcher Aufrichtigkeit bekennen. Dürften ſie das, ſo könnten wir die Geſchichtsſchreiber entbehren.“ — Die letztere Behauptung iſt ſehr übertrieben, aber die Quelle des Uebels hat dieſer Mann allerdings entdeckt. Sie dürfen nicht, ſie ſtehen unter einer Ruthe: ſie laufen Gefahr beſchuldigt zu werden, daß ſie nicht vom beſten Geiſte beſeelt ſind (ils se feroint hair comme des personnes mal intentionnées.) Man will nicht eben, daß ſie, zum Wohl des Vaterlandes, grob lügen (qu'ils mentent grossiérement), aber feine, ſchmeichelnde, witzig-boshafte Bemerkungen liebt und bewundert man.

* * *

Es iſt fürwahr noch nicht genug, die feilen Zeitungs-

ſchreiber mit Harpyen zu vergleichen, die Alles beſudeln, was ſie anrühren, man muß ſie ſogar Henker und Scharfrichter nennen, die der Geſchichte Hals, Arme und Beine knebeln, auch wohl abſchneiden und falſche anſetzen, oft in demſelben Augenblick, wo eine Begebenheit aus dem Schooße ihrer Urſachen hervorgeht. — Man ſagte vormals: die Muſen gäben ſich bisweilen ſogar Sklaven Preis, das gilt am meiſten von Clio, der Muſe der Geſchichte; die iſt eine wahrhafte Drei-Pfennigs-H** (Scortum triobolare), die an der Landſtraße ſitzt, und ſich dem erſten Beſten für ein Stück Brot an den Hals wirft. Ihr Handel mit den Buchhändlern iſt noch ſchlechter als der der Baudoins und der du Ryer, mit welchen verabredet war, daß ſie für dreißig Sous einen Bogen überſetzen und das Hundert großer Verſe zu vier Franken, das Hundert kleine zu vierzig Sous liefern mußten. (Baillet Iugem. des Savans.) Lucian hat, ohne es zu wiſſen, unſer Jahrhundert geſchildert, erzählend, daß durch einen Krieg das Geſchichtſchreiben zur Mode, und eine epidemiſche Krankheit wie die der Abderiten geworden. (Lucian quomodo sit conscribenda historia.) Jetzt erkennen wir, fügte er hinzu, die Wahrheit des Sprichwortes: daß der Krieg die Mutter aller Dinge iſt.

Die alten Römer hatten mehr Reſpekt vor der Würde der Geſchichte, denn vor den Zeiten des Pompejus wagte Niemand Geſchichte zu ſchreiben, der ſich nicht durch Geburt und Verdienſte auszeichnete; und als der Lehrer die-

ſes großen Mannes die Geſchichte ſeines Zöglings ſchreiben wollte, fand man eine ſolche Neuerung bedenklich. Geiſt und Kenntniſſe konnte man ihm nicht abſprechen, aber — er war nur ein Freigelaſſener (Sueton de Clar. Rhetor.) (Mich dünket, dieſe Bedenklichkeit war doch ſehr albern.) — Was würden doch die Feinde des hiſtoriſchen Pyrrhonismus anfangen, wenn ſchon zu der Griechen und Römer Zeiten dieſes Uebel im Schwunge geweſen wäre? dann würde es ihnen ſchwer fallen, uns irgend etwas zu beweiſen, ſelbſt wenn ſie Inſchriften und Denkmünzen zu Hilfe nähmen; Denkmähler, welche die Neuern ungeſtraft mißbrauchen, ohne rechtlichen Grund, blos um ihre Launen zu befriedigen.

* * *

Von der Satyre kann man wohl ſagen, was Malherbe vom Tode: que la garde qui veille aux barrières du Louvre n'en defend pas les rois. Das beweiſet das berühmte Buch: Histoire amoureuse des Gaules und les amours du palais royal. Es iſt bekanntlich von dem Grafen Buſſy Rabutin, wenigſtens das zuerſt genannte. Er wurde deswegen in die Baſtille, und, wie andere wollen, ſogar in's Narrenhaus geſetzt. Indeſſen ging es ihm doch beſſer als dem Caſſius Severus, dem Satyriker am Hofe des Kaiſers Auguſtus, der in ſeiner Verbannung kaum einen Lumpen übrig behielt, um ſeine Scham zu bedecken. Buſſy Rabutin ſtarb zwar auch vom Hofe verbannt, aber ruhig, auf einem Landgute, wo er aus Verzweiflung

eine Abhandlung über den Nutzen der Widerwärtigkeiten ſchrieb und ein Frömmling wurde. Ganz ernſt mochte es ihm wohl nicht damit ſein; er ſah lange noch hinter ſich wie Loth's Weib, verſuchte alles Mögliche, um aus ſeinem kleinen Hafen wieder auf das ſtürmiſche Meer des Hofes geworfen zu werden, und benahm ſich ganz wie Ovid, deſſen Schickſal dem ſeinigen glich. Erſt als alles vergebens war, ſchrieb er: »Ich habe meinem Beichtvater lange nicht glauben wollen, daß die Vorſehung zu meinem Beſten dieſes Unglück über mich verhängt; erſt ſeit drei Jahren bin ich überzeugt, daß nicht blos meine ewige, ſondern auch meine zeitliche Ruhe davon abhing. Gott belohnt mich ſchon jetzt für meine Leiden durch meine Ergebung, und ich ſage nun von dieſem guten Herrn, was ich in meiner thörichten Jugend von der Liebe ſagte:

»Il paye en un moment un siècle de travaux
Et tous les autres biens ne valent pas ses maux.«

Buſſy Rabutin war auch Mitglied der Pariſer Akademie. Als er ſtarb, wurde der Abbé Bignon an ſeiner Statt erwählt, der (nach einer drolligen Gewohnheit, von der ſich ſchwerlich ein vernünftiger Grund angeben läßt), eine Lobrede auf den Verſtorbenen halten mußte, zu deren faſt einzigem Stoffe ihm die Reue diente, welche ſein Vorgänger als Verfaſſer der Histoire amoureuse empfunden, die doch bei weitem nicht ſo boshaft aus ſeiner Feder gefloſſen war, als ſie nachher durch die Zuſätze einer Dame wurde, der er die Handſchrift geliehen hatte.

* * *

Flechier in seiner Geschichte des Kardinal Ximenes erzählt: »Damals liefen in ganz Spanien eine unzählige Menge Schmähschriften gegen den Hof von Flandern und selbst gegen Ximenes herum. Die Flammänder, ungewöhnt an witzige Satyren, klagten bitterlich, und der Kardinal erhielt Befehl, sowohl die Verfasser als die Buchdrucker scharf zu züchtigen. Er ließ auch pro forma bei einigen Buchhändlern Nachsuchungen anstellen, aber so obenhin, daß Niemand dadurch belästigt wurde. Seine Meinung war: man müsse den Leuten nicht wehren, ihren Schmerz in Worten oder Schriften auszuhängen, die doch nicht länger dauern, als man sich dadurch beleidigt hält, und sowohl ihren Stachel als ihre Ergetzlichkeit verlieren, wenn man sie verachtet. — Der Gouverneur von Madrid ertappte einige solche Schriften, die gegen den Kardinal Hadrian und gegen Kaiser Karl's Gesandten, La Chaux, gerichtet waren; beide ereiferten sich gewaltig darüber, besonders war Hadrian eine Zeit lang ganz untröstlich.«

* * *

Es gab vormals eine Menge Fürsten, die unempfindlich gegen solche Beleidigungen waren. Zwar, Alexander dem (sogenannten) Großen gibt Seneka dies Zeugniß nicht, wohl aber dem Antigonus, der seinen Soldaten verzieh, als sie sich Spöttereien über ihn erlaubten. Derselbe Schriftsteller rühmt auch im ähnlichen Falle die Gutmüthigkeit Philipp's von Macedonien, und die des Kaisers Augustus, der, sammt Gemahlin und Kindern, von

einem satyrischen Geschichtschreiber, Timagenes, mit den Gänse-Waffen angegriffen wurde, und um so gereizter hätte sein können, da er wohl wußte, daß die witzigen Einfälle des Historikers von Mund zu Mund liefen; wobei Seneka sehr weislich erinnerte, daß das Publikum gar zu gern besonders solche Einfälle herumträgt, die dem Verfasser gefährlich werden können. (Man sagt, Herr Zschokke in Aarau werde eine Abhandlung über diese Bemerkung des Seneca schreiben, und Herr Geoffroy in Paris werde Noten dazu machen.) Indessen widerfuhr dem Timagenes doch eben nichts Böses.

* * *

Man kann nichts Vernünftigeres lesen, als die Gründe, durch welche Mäcen den Kaiser überredete, keine Angeber satyrischer Schriften zu dulden, und die Verfasser solcher Schriften nicht zu strafen. Dio Cassius hat uns diese Gründe aufbehalten. Derselbe Geschichtschreiber belehrt uns auch, warum Cäsar die Schmähungen des Cicero und einiger Andern nicht beantwortete. Er glaubte nämlich, daß solche Leute sich nur dadurch eben so berühmt zu machen suchten, als die, von denen sie Böses sagten, welches man dadurch verhindere, wenn man ihnen gar nicht antworte. — (Wußte denn Cäsar nicht, daß bisweilen Dinge in der Welt geschehen, die jedes rechtliche Gemüth dermaßen empören, daß es gar keines weitern Antriebes bedarf, um dagegen zu schreiben, wenn man schrei-

ben kann? Ich will hier nur an Ein ſolches Beiſpiel erinnern: die engliſche Expedition von Koppenhagen.)

* * *

Eine römiſche Dame wurde angeklagt, von Kaiſer Auguſtus, ſeiner Gemahlin Livia und dem Tiberius übel geredet zu haben. Man belangte ſie als Majeſtäts-Verbrecherin. Tiber ſagte: »was mich betrifft, ſo verlange ich keine Unterſuchung, hat ſie ſich aber gegen Auguſtus vergangen, ſo ſtrafe man ſie.« Wegen ſeiner Mutter verfügte er am erſten Tage nichts, und erſt am andern erklärte er: ſie wünſche, daß man aus den gegen ſie gerichteten Satyren Niemanden ein Verbrechen mache. Doch hatte jene Dame (ſie hieß Apuleja Varilia) die Kaiſerin laut des Ehebruches beſchuldigt. (Tacit. Annal.)

Kaiſer Theodoſius verordnete gleichfalls in einem Edikte, daß Niemand, der ihn mit Worten oder Gänſewaffen angegriffen, mit einer Strafe belegt werden ſolle; denn, ſagte er, geſchieht es aus Leichtſinn, ſo iſt es zu verachten, oder aus Albernheit (insania) ſo iſt es zu bemitleiden.

* * *

Die neuere Geſchichte liefert nicht weniger Beiſpiele von ſolcher Nachſicht. Balzac hat einige derſelben in einem lateiniſchen Briefe aufbewahrt, doch nicht das von Ludwig XII. Caſtor erzählt: »wurde nicht unſer Ludwig, der den Titel Vater des Volkes verdiente, auf öffentlicher Schaubühne in ſeiner guten Stadt Paris verſpottet? und

wie ein unerſättlicher Geizhals dargeſtellt, der aus einem großen Becher flüſſiges Gold trank, ohne ſeinen Durſt jemals löſchen zu können. Er lobte dieſen Einfall und ergetzte ſich daran. Vielleicht war es ihm ſogar nicht unangenehm, daß ſeine Liebe zu den Reichthümern, welche nie dem Geringſten ſeiner Unterthanen eine Thräne gekoſtet hatte, ihnen etwas zu lachen gab, und eine angenehme Unterhaltung gewährte.“ — (Freilich, wenn er das ſchöne Bewußtſein im Buſen trug, daß ſeine Schätze keinem ſeiner Unterthanen einen Seufzer abgepreßt hatten, ſo mußte es ihnen leicht werden mit zu lachen; ſo wie hinwiederum ſehr begreiflich iſt, daß derjenige, deſſen Beſitzthümer mit Thränen und Blut befleckt ſind, weit reizbarer gegen ſpottenden Ernſt ſich zeigt.) — Eben ſo benahm ſich Ludwig, als man ihm hinterbrachte, daß die Advokaten, die Schreiber und ſogar die Schüler bei ihren Spielen ſich über ihn und den ganzen Hof luſtig machten. »In Gottes Namen,“ ſagte er, »ſie mögen ſich die Zeit vertreiben; nur meine Frau ſollen ſie nicht antaſten, ſonſt laſſe ich ſie ſämmtlich hängen.“

Durch Brantome wiſſen wir, daß Katharina von Medicis Alles las, was gegen ſie geſchrieben wurde, und ſelber die Erſte darüber lachte. Unter andern hatten die Hugenotten eine Kanone, die ſie Königin Mutter nannten. Sie fragte einen ihrer Höflinge, woher dieſe Benennung? Er erſchrack und wollte lange nicht mit der Sprache heraus, allein ſie drang in ihn, da ſagte er endlich

zitternd: »Madame, weil dieſe Kanone ein größeres Kaliber hat, als alle die andern.« Die Königin Mutter lachte.

Eines Tages ſtand ſie mit dem König von Navarra am offenen Fenſter in einem Zimmer des untern Stockwerkes. Da hörte ſie, daß einige Schildwachen, die ſich eine Gans an einem hölzernen Spieße brieten, die leichtfertigſten Dinge von ihr erzählten, und zuletzt die Hündin verfluchten, von der ſie ſo geplagt würden. Der König von Navarra wollte ſogleich hinaus gehen, um die Kerls hängen zu laſſen, aber ſie hielt ihn zurück, ſtreckte den Kopf zum Fenſter hinaus und ſagte ganz freundlich: »Was hat ſie euch denn zu leide gethan? wenn ſie nicht wär, würdet ihr wohl jetzt eine Gans braten?« — Dann wandte ſie ſich gegen den König, ſprechend: »Mein Couſin, ſo tief darf unſer Zorn nicht herabſteigen, das iſt kein Wildpret für uns.« — Und doch war dieſe Frau aus einem Lande gebürtig, von dem man zu ſagen pflegte: Dort habe Gott die Rache, als einen Leckerbiſſen, ſich vorbehalten.

Von Franz dem Erſten erzählt Balzac, daß er gleichfalls Alles über ſich ergehen, auch auf dem Theater ſich und den Hof ungeſtraft perſiffliren ließ, nur durften die angegriffenen Perſonen nicht namentlich bezeichnet werden.

* * *

Die Römer duldeten nicht, daß die Luſtſpieldichter ihre Obrigkeiten verſpotteten, hingegen durften ſie mit den Göttern machen, was ihnen beliebte, worüber der heilige

Auguſtin ihnen große Vorwürfe macht. (August. de civitate dei.) — Kaiſer Karl V. ahmte vermuthlich die Römer nach, als er im Jahre 1522 zu Augsburg drei lutheriſche Geiſtliche abſetzte, die übel von ihm geſprochen hatten, indeſſen er allen übrigen verſtattete, mit der heil. Jungfrau und allen Heiligen nach Gefallen umzuſpringen. Vielleicht erinnerte er ſich der Worte Tibers: »Ueberlaſſen wir den Unſterblichen die Sorge, die ihnen zugefügten Beleidigungen zu rächen. Deorum injuriae diis curae.»

* * *

Ein gewiſſer du Verdier Vau-Privas hat den Satyrikern die Ehre angethan, ſie zu Urhebern von Krieg und Aufruhr zu machen, allein mit Unrecht, wenigſtens in den meiſten Fällen. Gewiſſer iſt, daß die Zunge und die Feder eines einzigen Mannes einer Sache oft mehr Nutzen bringe, als ein Heer von vierzig tauſend Mann. Franz der Erſte geſtand, daß der Biſchof von Sidon ihm durch ſeine Worte mehr Schaden zugefügt habe, als die ganze Schweiz durch ihre Waffen. (Paulus Jovius Elog.)

Bayle ſchließt mit der drolligen Bemerkung: Es gibt Thiere, welche ſtoßen, es gibt andere, welche beißen. Die letztere beißen, weil ſie Zähne haben, und ſtoßen nicht, weil es ihnen an Hörnern fehlt.

Turgot's Werke

erſcheinen in neun Bänden und möchten wohl eines der wichtigſten Geſchenke für unſere Literatur ſein. Sie enthalten zugleich Memoiren und Bemerkungen über deſſen Leben, Verwaltung und Schriften. Welcher Freund der Menſchheit wird das Andenken eines Mannes nicht lieben und ehren, deſſen Charakter dem Horaz vorſchwebte, als er mit wenigen kräftigen Zügen ſeinen justum et tenacem propositi virum ſchilderte. Freilich gibt es noch immer hartnäckige Feinde aller Neuerungen, welche glauben und ſagen, Turgot habe die Revolution vorbereitet; in ſeinen Reglemens über den Getreidehandel und über die Geſchwornen habe er den Keim jener Ideen entwickelt, die man überein gekommen iſt, liberal zu nennen und von welchen nachher eine ſo ſchreckliche Anwendung gemacht worden; er ſei mehr der Mann einer Partei als der Mann des Staats geweſen, habe die Sachen beſſer gekannt, als die Menſchen; habe zwar Gutes thun wollen, aber doch nur zerſtört, ſich verhaßt und lächerlich gemacht. Solche Leute hätten ſchon aus dem, was er als Intendant von Limoges bewirkte, wohl ſchließen können, was ihm als Miniſter gelungen ſein würde, wenn er nicht die Schwäche des Fürſten und die niedrigſten Leidenſchaften zu bekämpfen gehabt hätte.

Die ſieben bereits erſchienenen Bände ſeiner Werke machen uns bekannt mit den Arbeiten in drei Hauptepochen

ſeines Lebens, nämlich ſeiner Jugend bis zu der Intendanz von Limoges; ſeiner wohlthätigen Wirkſamkeit in dieſer tief geſunkenen, durch ihn wiederum zum Flor erhobenen Provinz und ſeines Miniſteriums. Turgot widmete ſich anfangs dem geiſtlichen Stande, doch ſchon ſeiner Jugend verdanken wir ein ſehr tiefgedachtes Schreiben über Papiergeld und über das Low'ſche Syſtem; ferner, Reden in der Sorbonne, wo die Betrachtung der, durch die chriſtliche Religion in der Welt verbreiteten Wohlthaten, und der fortſchreitenden Entwicklung des menſchlichen Geiſtes, ihn ſchon veranlaßten, ſeinen politiſchen Geſichtskreis faſt prophetiſch zu erweitern. So zum Beiſpiel ſagte er in einer dieſer Reden: »Die Kolonien ſind nur Früchte, welche nicht länger am Baume hängen, als bis ſie reif ſind.« Das wird ſich einſt in Amerika beſtätigen.«

Hierauf folgen ſehr gründliche Bemerkungen über Büffon's Irrthümer in deſſen Theorie des Weltgebäudes; eine kräftige Wiederlegung der Träume des Herrn von Maupertuis über die Sprachen; Briefe über die Toleranz, wo man die Grundſätze wieder findet, auf welchen neuerlich die Beziehungen des Thrones zum Altare und die Gewiſſens-Freiheit feſtgeſtellt worden; dann die Artikel, welche Turgot für die Encyklopädie ſchrieb; eine Abhandlung über die Münzen u. ſ. w.

In ſeiner Schrift über das Papiergeld (ein Gegenſtand, der in unſern Tagen leider das höchſte Intereſſe erwecken muß) widerlegt er vorzüglich drei, zu Gunſten

von Low's Siſtem geſchriebene Briefe des Abtes Terraſſon, in welchen dieſer zu erweiſen ſich bemühte, daß Münze nur ein Austauſchmittel ſei und nichts weiter, folglich Papier ein weit bequemeres als Metall; daß der Name oder der Stempel des Fürſten hinreiche, um dieſem Papiere die Eigenſchaft beizulegen, die Preiſe aller Waren zu repräſentiren, und daß folglich ein Reich zwar Mangel am Gelde, aber nie Mangel an Münze haben könne.

Turgot bewies die Abſurdität dieſer Behauptungen (immer in Beziehung auf Low's Siſtem), und daß jenes Papier gar nichts repräſentire. Denn, wenn z. B. der Fürſt ſein Papier für Getreide geben wollte, ſo würde Niemand es annehmen, wenn es immer und ewig Papier bliebe. Das war der Fall mit Low's Papieren, die, nach ihrer vollendeten Zirkulation, immer nichts weiter darboten, als ein Stück Papier. Doch iſt wohl die Meinung irrig, daß Turgot's hier aufgeſtellte Grundſätze Frankreich vor den Aſſignaten hätten bewahren ſollen, denn die Aſſignaten repräſentirten ja eigentlich die beſten Ländereien in ganz Frankreich, und hatten folglich einen reellen Werth. Freilich mißbrauchte man ſie, zu einer Zeit, wo Alles mißbraucht wurde, und ſobald ihre Summe den Werth ihres Pfandes überſtieg, waren ſie nicht viel beſſer, als Low's Papiere; aber vor ihrer Herabwürdigung gewährten ſie einen Vortheil, der gar nicht zu berechnen iſt, und trugen kräftig bei, ſowohl die Contre-Revolution zu hindern, als auch die Fortſchritte der koaliſirten Mächte zu hemmen.

Der Herausgeber klagt mit Recht, daß mehrere von Turgot's Schriften ganz verloren gegangen sind, unter andern seine drei Briefe über den Getreidehandel, die schon vor seinem Tode vermißt wurden; ferner ein großer Theil seiner verwaltenden Korrespondenz, wie auch seine Schrift über die Abschaffung der Frohnen, einer der vortrefflichsten. Alles das hat die allgemeine Plünderung verschlungen. Vielleicht findet sich noch Manches wieder; wenigstens hofft es der Herausgeber, und bittet Jeden, der etwas davon entdecken möchte, es ihm mitzutheilen, um Supplemente liefern zu können.

Indessen ist noch genug übrig geblieben, um daraus den Umfang von Turgot's Ansichten, die Mannigfaltigkeit seiner Kenntnisse, die Gründlichkeit derselben und besonders die überall vorherrschende Neigung, das Gute zu stiften, klar zu erkennen. Er, dem so oft das Schneidende seiner Urtheile vorgeworfen wurde, zeigt sich in seiner ganzen Korrespondenz begierig nach Unterricht, genau untersuchend, alle Gründe für und wider abwägend. Sehr oft äußert er den (jetzt so ganz vergessenen) Grundsatz: »Zum Guten müsse man langsam vorwärts schreiten, besonders wenn man an die Stelle alter, eingewurzelter Mißbräuche es setzen wolle.

Herr von Machaut wurde der Rache der Geistlichkeit aufgeopfert, welche durchaus ihren Theil an den öffentlichen Lasten nicht tragen wollte. Dennoch ließ Bertin sich dadurch nicht abschrecken, ein neues Projekt zu einer gleich-

förmigen Vertheilung der Abgaben zu entwerfen, wobei der dritte Stand nicht mehr noch weniger belaſtet werden ſollte, als der Adel und die Geiſtlichkeit. Dieſe, von Turgot aufgefaßte Idee gebar ſein Memoire über die Abgaben, in welchem, neben den gründlichſten Kenntniſſen, die Liebe zu dem Fürſten, verſchmolzen mit dem redlichſten Eifer für die Wohlfahrt des Volks athmet. Während er dies Memoire verfertigte, unterlag ſchon Bertin den Kabalen; ein trauriges Prognoſtikon für Turgot.

Es gibt wenige Zweige der öffentlichen Verwaltung, welche ſeine Feder nicht beſchäftigt hätten: Unterſuchungen über Natur und Wirkung der indirekten Auflagen; über Ertrag der Bergwerke; über Manufakturen und deren Aufmunterung; über Geldanleihen; über Armen-Arbeitshäuſer u. ſ. w. Wir zeichnen hier beſonders ſeine trefflichen Betrachtungen über Entſtehung und Vertheilung der Reichthümer aus, welche klaſſiſch genannt werden können. Auch iſt merkwürdig, daß Smith, in ſeinem ſpätern Werke, in den Hauptideen mit Turgot übereinſtimmt, und daß da, wo in Einzelheiten dieſe Uebereinſtimmung mangelt, er auch am leichteſten zu beſtreiten iſt.

Der Brief an den König, mit welchem der achte Band ſchließt, iſt außerordentlich merkwürdig: »Sire!« ſagt Turgot, »ich habe geglaubt, meine Pflicht zu erfüllen, indem ich Ihnen mit unbegrenzter und beiſpielloſer Freimüthigkeit die Schwierigkeit meiner Lage, und, was ich von der Ihrigen denke, dargeſtellt habe. Hätte ich es un-

terlaſſen, ſo würde ich mich für ſtrafbar halten. Sie haben ohne Zweifel anders darüber geurtheilt. Möchten Sie — das iſt mein innigſter Wunſch! — möchten Sie immer glauben können, daß ich falſch geſehen und Ihnen eingebildete Gefahren gezeigt habe. Möchte die Zeit mich nicht rechtfertigen! und Ihre Regierung ſtets ſo glücklich, ſo ruhig ſein, als Ihre Völker von Ihren Grundſätzen der Gerechtigkeit und Wohlthätigkeit ſich verſprechen dürften.“

Geſchichte und Theorie der Sündflut des Ogyges oder Noah und des Unterganges der Atlantis.

Unter dieſem Titel hat ein Schwärmer, Namens Fortia d'Urban, uns ſchon den neunten Band ſeiner Träume von der Urgeſchichte des kleinen Balles geliefert, den wir zu bewohnen, und mit unſerm Blute zu düngen verdammt ſind. Im erſten bewies er uns, daß die Salier Leute geweſen, die viel Salz aſſen, und ihr Leben damit zubrachten, in den liguriſchen Salzwerken zu arbeiten. Von da verbreiteten ſie ſich überall, eroberten Italien, gaben den Römern ſaliſche Prieſter u. ſ. w. Man erſtaunt über das Salz der Weisheit, welches Herr Fortia d'Urban hier verſchwendet. Im zweiten Bande bringt er in die Geheimniſſe der Schöpfung unſerer Erde. Hat Gott

ſie erſchaffen und in den unermeßlichen Raum geſchleudert? iſt ſie ewig wie ihr Schöpfer? — Der Herr Verfaſſer weiß es nicht; nur daß ſie wirklich da iſt, das weiß er. Seit wann iſt ſie vorhanden? wer hat ſie zuerſt bewohnt und beherrſcht? — es gibt Menſchen von allen Farben und Geſtalten; haben ſie einen gemeinſchaftlichen Urſprung? oder ſind es verſchiedene Racen? — Dieſe Erde iſt oft durcheinander geſchüttelt worden; Länder wurden zu Meeren, Berge zu Thälern; wie iſt das zugegangen? und wenn iſt es geſchehen? — Herr Fortia d'Urban iſt zwar ein Mitglied der Akademie Celtique, aber darum nicht glücklicher in Löſung dieſer ſo oft aufgeworfenen und noch nie genügend beantworteten Fragen. Er ſagt uns auch nicht einmal etwas neues darüber, er plündert bald Büffon, la Mettrie, und de la Place, bald den Beroſus und den Plato. Nie bleibt er eine Antwort ſchuldig. Fragt man z. B. warum einer unſerer Welttheile Afrika heiße? ſo erzählt er, daß in der Sprache der Belgier Afrecken, Affricken und Affrucken ſo viel bedeute als zertheilen, zerreißen. Nun ſei vermuthlich Afrika durch eine große Naturbegebenheit von Europa losgeriſſen worden, die Belgier hätten das vermuthlich erfahren, und folglich den losgeriſſenen Theil Afriken genannt. Vermuthlich ſprachen alle übrigen Völker von Europa das Belgiſche ſehr gut, und ſo wurde die Benennung allgemein.

Eben ſo macht er es mit Spanien. Das hieß vormals Heſperien, Celtiberien, aber nach deſſen

Trennung von Afrika fand man für dienlich, es umzutaufen. Da nun Afrika zuvor gleichsam die Amme von Spanien war, so wählte man das Wort Spaanen, welches in Halma's Wörterbuche Entwöhnen bedeutet, nämlich ein Kind von der Amme Bruſt entwöhnen, und daraus wurde Spanien gemacht. Das nenne ich mir doch eine ſcharfſinnige und höchſt wahrſcheinliche Geſchichte des Alterthums.

Eins der größten Phänomene derſelben iſt die große Ueberſchwemmung, durch welche die Gipfel der höchſten Berge mit Waſſer bedeckt wurden. Die Traditionen aller Völker ſprechen davon. Wir haben die Sündflut des Noah, die Griechen die des Ogyges, die Chineſer die des Yao u. ſ. w. Die erſtere ſoll allgemein geweſen und blos Noah mit ſeiner Familie entronnen ſein. Die des Ogyges war nicht allgemein, die Menſchen flüchteten auf die Berge und lebten ſo gut ſie konnten. Die des Yao währte ſehr lange und der chineſiſche Kaiſer überlegte in einer großen Rathsverſammlung, wie man ihr Einhalt thun könne, allein er war ſammt ſeinen Räthen genöthigt, ſo lange zu überlegen, bis die Gewäſſer ſich von ſelber zurückzogen. Der Herr Verfaſſer verwirft die noahitiſche Sündflut gerade zu, und um nicht in den Verdacht der Ketzerei zu gerathen, ſo meint er, man könne gar wohl ein guter Chriſt ſein, ohne eben an die Sündflut zu glauben. (Der Pater Mabillon, der doch mit Pabſt Benedikt XIV. korreſpondirte, hielt auch dafür, die Allgemeinheit der Sündflut ſei kein Glaubensartikel.)

Dann kommt er auf den Ogyges? wer war dieſer Ogyges? woher kam er? wann lebte er? wo herrſchte er? Alle dieſe Fragen unterſucht Herr Fortia d'Urban mit großem Eifer und Fleiß, und beantwortet ſie folgender Geſtalt: Homer ſpricht von einer Inſel Ogygien, wo die ſchöne Calypſo den ſchönen jungen Telemach empfing; Homer verſichert, dieſe Inſel habe im Ocean gelegen; dieſer Ocean iſt offenbar das mittelländiſche Meer. Wenn man das Lokal genau in Erwägung zieht, ſo findet man, daß Ogygien nicht weit von Malta lag — wenn man nun die Etymologie zu Hilfe nimmt, ſo iſt klar, daß die Inſel Gozo oder Gozzo darunter zu verſtehen ſei, eine nahe Nachbarin von Malta, denn man darf ja nur, ſtatt Goz, Og leſen, und ſtatt Zo, Gygien, ſo hat man das leibhafte Ogygien. Dort alſo wohnte Ogyges, der, als die Sündflut hereinbrach, ſich auf ein Schiff ſetzte, davon ſegelte, in Armenien auf dem Gebirge Ararat ein wenig ausruhte, von da nach Böotien ging, und ſich in Theben niederließ, welche Stadt bei den Alten oft die ogygiſche genannt wurde.

Das iſt das Reſultat von des Verfaſſers gelehrten Nachforſchungen. Dann ſchwazt er von der Bewegung der Erde, der Atmoſphäre, des Meeres, von der Neigung der Axe, der Urſache der Winde und Ströme, der Völker Zerſtreuung, des Unterganges der Atlantis, des Durchbruches der Meerenge von Meſſina, kurz von Allem, was in naher oder entfernter Verbindung mit Waſſerfluten und

Erdbeben ſteht; aber wir erfahren durchaus nichts neues von ihm.

Die Einwohner der Inſel Formoſa.

Große, kräftige, ſchwarzgelbliche Menſchen. Kraft eines alten Geſetzes gehen ſie im Sommer drei Monate lang nackend. Die Weiber ſind klein, dick und ſtark, waſchen ſich zweimal täglich mit warmen Waſſer vor ihrer Hausthür; ſind von Natur ſanftmüthig, ziemlich treu, bauen den Acker und ertragen alle Beſchwerden der Hauswirthſchaft. Die Männer jagen mit Lanzen, Bogen und Pfeilen, haben Hunde, die das Wild aufſpüren, und hängen Glöcklein an ihre Lanzen oder Wurfſpieße, um zu vernehmen, wohin das getroffene Wild geflohen.

Sie heirathen zwei bis drei Frauen, die ſie auch nach Belieben wieder verlaſſen können. Sie ſchließen ihre Ehen nicht vor dem zwanzigſten Jahre, müſſen ſich zu jedem Beſuche bei ihren Frauen melden laſſen, und dürfen nicht eher als im fünfzigſten Jahre mit ihnen zuſammen wohnen. Die Kinder bleiben bis zum dritten oder vierten Jahre bei den Müttern, dann gehen die Knaben zu den Vätern. Das Geſetz — das allerſeltſamſte auf Gottes Erdboden — erlaubt den Frauen nicht eher in die Wochen zu kommen, als bis ſie ſechs und dreißig Jahr alt ſind. Werden ſie früher ſchwanger, ſo müſſen ſie die Frucht abtreiben. (Ver-

muthlich iſt dieſes Geſetz das wirkſamſte Mittel, um den Anwachs der Bevölkerung zu hindern.)

Ihre Häuſer ſind geräumig, von Bambusrohr, Weidenzweigen und Thon erbaut. Ihre Kleider beſtehen aus Hirſchhäuten. Die Erde bearbeiten ſie mit Hacken. Lanzen, Bogen, Pfeile, Säbel, Schilde ſind ihre Waffen, ihr koſtbarſter Schmuck Hirnſchädel, Knochen und Haare ihrer Feinde.

Sie ſind Götzendiener. Ihre vornehmſte Gottheit nennt ſich Tamagiſangal und thront im Süden. An ihn richten die Männer ihre Gebete, die Weiber an ſeine Frau, welche Tecaroepoda heißt und ihren Thron im Weſten aufgeſchlagen hat. Im Norden wohnt auch ein Gott, aber ein Unheilbringender.

Die Gottesdienſtlichen Ceremonien verrichten die Weiber. Sie beſtehen in Gebeten und Opfern von Schweinen. Die Prieſterinnen bekommen Krämpfe und Verdrehungen, bis die Gottheit erſcheint; nämlich ihnen, denn Ungeweihten erſcheint ſie nicht. Dann kommen ſie nach und nach wieder zu ſich und erzählen, was ſie geſehen haben. Sie prophezeien auch die Zukunft oder die Witterung; ſie reinigen entweihte Orte, verjagen die böſen Geiſter durch großen Lärm auf allerlei Inſtrumenten, oder zwingen den Dämon, durch Säbelhiebe, die ſie in die Luft thun, ſich in's Meer zu ſtürzen. (Woher mag es doch kommen, daß Pfaffentrug nicht allein überall gefunden wird, ſondern auch faſt überall dieſelben Formen annimmt? Der Inſula-

ner von Formoſa zum Beiſpiel und der alte heidniſche Preuße — wie viele Länder und Meere trennten ſie! und dennoch vertrieben dieſe, wie jene, ihre böſen Geiſter durch Schwertſtreiche in die Luft. Solcher Beiſpiele könnte man eine große Menge ſammeln.)

Ein Rath von zwölf Männern beherrſcht die Inſel. Dieſe zwölf heißen Quaty's, ſind Alle gegen vierzig Jahre alt und werden alle zwei Jahr gewechſelt. Ihre Macht iſt ſehr beſchränkt, ihre Beſchlüſſe muß das Volk beſtätigen. Sie müſſen die Befehle der Prieſterinnen in Erfüllung ſetzen und ſtreng darüber wachen, daß den Göttern die gebührende Ehrfurcht erzeigt werde. Uebertreter dürfen ſie ſtrafen, doch nicht körperlich, auch der Freiheit ſie nicht berauben. Gewöhnlich legen ſie eine Geldbuße auf.

Gegen Räuber, Mörder und Ehebrecher ſchafft ſich ein jeder ſelber Recht ſo gut er kann. Der Beſtohlene, wenn er den Dieb weiß, geht mit ſeinen Freunden in deſſen Haus, nimmt weg, was ihm anſteht, oder vergleicht ſich um Schadenerſatz — (gerade wie zwei kriegführende Mächte) — oder es kommt zu Säbelhieben und der Ueberwundene hat natürlich Unrecht. Ein gekränkter Ehemann nimmt dem Galan gewöhnlich ein paar Schweine weg, und damit iſt die Sache abgethan.

Ihre Leichenbegängniſſe ſind einzig in ihrer Art. Sie legen den Todten zwar, wie andere Völker, auf einen Scheiterhaufen, allein ſo hoch, daß die Flamme ihn nicht erreichen kann, ſondern er nur gedörrt wird, welches, bei

wohl unterhaltenem Feuer, in neun Tagen geſchieht. Dann wickeln ſie ihn in eine Matte, legen ihn noch höher als zuvor in die freie Luft, und laſſen ihn ſo drei Jahre liegen, worauf ſie ihn in ſeinem eigenen Hauſe begraben.

Sie glauben an ein künftiges Leben, an Strafe und Belohnung nach dem Tode. Ihre Hölle iſt ein Pfuhl voller Unreinigkeiten, in den die Böſen ſtürzen, den aber die Guten überſpringen und in ein Paradies eingehen. Manche Verbrechen können im Leben abgebüßt werden, manche nur nach dem Tode. Zu den letztern gehört das Lügen. Ein Glück, daß ſie keine Zeitungsſchreiber haben.

Das Schickſal.

Tavernier erzählt eine Begebenheit, die ſich vortrefflich eignet, um von einem unſerer neueſten Schickſals-Tragikern auf die Bühne gebracht zu werden. Der Strom bei Amadobath in Indien hat keine Brücke; die Bauern ſchwimmen hinüber, nachdem ſie ſich zuvor ein aufgeblaſenes Bockfell um den Leib gebunden haben. Ihre Kinder ſetzen ſie in große irdene Töpfe, die ſie vor ſich her ſchieben. Zu derſelben Zeit, als Tavernier in Amadobath war, wollte ein Bauer mit ſeiner Frau auf dieſe Weiſe über den Strom ſetzen. Sie hatten ein zweijähriges Kind in einem Topfe bei ſich, und der Kopf des Kindes

ragte nur eben über den Rand hervor. Ungefähr in der Mitte des Stromes fanden ſie eine kleine Sandbank, auf der ein dicker, von den Wellen angetriebener Baum lag. Sie ſchoben den Topf dahin um ein wenig auszuruhen. Kaum hatten ſie ſich dem Baume genähert, als zwiſchen deſſen Wurzeln eine ſehr giftige Schlange hervorſchoß und ſchnell in den Topf ſchlüpfte. Vater und Mutter waren ſo erſchrocken, daß ſie den Topf fahren ließen, den die Gewalt des Stromes ſogleich mit fortriß. Zwei Meilen weiter unten badeten ſich ein Banian, ſein Weib und ihr Kind, nach Gewohnheit dieſer Völker, die nicht eher eſſen, bis ſie ſich gewaſchen haben. Sie ſahen von weitem den Topf auf dem Waſſer und den hervorragenden Kinderkopf. Der Banian ſchwamm ihm ſogleich entgegen und trieb den Topf an's Land. Seine Frau eilte mit ihrem Knaben auch herzu, um dem Kinde aus dem Topfe zu helfen. Die Schlange, welche ihrem kleinen Gefährten nicht das mindeſte Leid zugefügt hatte, kroch ſchnell heraus, umwand das Kind des Banian und tödtete es auf der Stelle durch ihren Biß. Die frommen Eltern ſahen dieſe außerordentliche Begebenheit für eine Fügung des Himmels an, der ihnen aus weiſen Gründen ihr Kind geraubt, um ihnen ein anderes wieder zu geben. Aber das Gerücht von dieſem Wunder verbreitete ſich ſchnell, die rechten Eltern forderten ihr Kind zurück, die Retter desſelben, die ſein Leben mit ihres Kindes eigenem Leben erkauft hatten, wollten es nicht ausliefern; es entſtand ein hartnäckiger Prozeß, der

bis vor den Kaiſer gebracht wurde. Dieſer gab den Eltern das Topfkind zurück und der arme Banian blieb kinderlos.

Ueber den Begriff von Zeitgeiſt.

TAYLOR INST. OXFORD

In der Göttinger gelehrten Zeitung ſteht eine Recenſion einer preußiſchen Geſchichte, die von einem eben ſo gelehrten als humanen, eben ſo warm empfindenden, als kühl abwiegenden Manne herrührt, deſſen Tadel mich belehrt, deſſen Lob mich ehrt und dem ich künftig zu beweiſen hoffe, daß ſeine Erinnerungen von mir beherzigt worden, und daß es mir, als Geſchichtſchreiber, ein hoher Ernſt iſt, ſeine Achtung zu verdienen. Nur in Einem Punkte kann ich nicht mit ihm einſtimmen. Er wirft mir nämlich Parteilichkeit gegen den deutſchen Orden vor; er ſagt: ich ſtellte ihn im ſchlechteſten Lichte dar und wüßte die Farben kaum dunkel genug zu wählen; der Geiſt und die Eigenthümlichkeit des Zeitalters ſei von mir nicht beachtet worden u. ſ. w. — Es iſt wahr, ich ſtelle den Orden in einem ſchlechten Lichte dar, aber nur, weil ich überzeugt bin, daß er, mit Wahrheits- und Gerechtigkeitsliebe, in keinem beſſern dargeſtellt werden kann; ich male ihn mit dunkeln Farben, aber dieſe Farben habe ich nicht gewählt, ſondern ſie ſind mir von der Geſchichte geliefert worden. Eine andere Parteilichkeit, als die für das Recht, läßt ſich bei mir gar nicht vermuthen; eine Parteilichkeit, die

der Geſchichtſchreiber nicht allein haben darf, ſondern nach meiner Meinung auch haben muß.

Zwar übernimmt der Herr Recenſent auch die Vertheidigung der vom Orden verübten Gräuel keinesweges; aber er meint doch, ich ſei zu weit gegangen, ich hätte in dem Zeitgeiſt Entſchuldigung finden ſollen; und das führt mich eben auf die Frage: »Was verſtehen wir eigentlich unter Zeitgeiſt?« — Mich dünket: die Art und Weiſe zu denken und zu handeln, die, in einem gewiſſen Zeitraum unter den meiſten Genoſſen dieſer Zeit im Schwange geht. Etwas anders kann ich mir darunter nicht denken. Wenn nun dieſe Art zu denken und zu handeln ſchlecht iſt, warum ſollte ſie zur Entſchuldigung dienen? — weil die damaligen Menſchen ſie mit der Muttermilch eingeſogen haben? — Sehr wohl! das mag dieſe Menſchen vor Gott entſchuldigen, aber nicht vor dem Richterſtuhl des Geſchichtsſchreibers.

Wenn ich, um mich eines gemeinen Gleichniſſes zu bedienen, einen mangelhaften Teppich betrachte, darf ich nicht ſagen: der Teppich iſt ſchlecht? ohne Rückſicht auf die einzelnen Fäden zu nehmen, welche kein beſſeres Gewebe liefern konnten, weil ſie ſchlecht geſponnen wurden? — Eine Geſchichte, die geſchrieben werden ſoll, iſt ein ſolcher Teppich; ich überſchaue ihn im Ganzen, und, ſo wie bei Jenem kein Werkmeiſter ſich damit entſchuldigen darf, daß es zu der Zeit, als der Teppich verfertiget wurde, keine beſſeren Spinnerinnen gegeben, eben ſo wenig kann es bei

dieſer einem Gewebe von Gräueln zu gute kommen, daß damals der Zeitgeiſt keine beſſeren Menſchen lieferte.

Ich weiß gar wohl, daß man ſchon lange und bei vielen Gelegenheiten den Zeitgeiſt eine entſchuldigende Rolle hat ſpielen laſſen, aber man bedenke doch nur, was man eigentlich damit ſagt! im Grunde nichts anders als: wenn Einer das thut, was ſeine meiſten Zeitgenoſſen thun, ſei es auch noch ſo ſchlecht, ſo handelt er ſehr verzeihlich, beſonders in den Augen der Nachwelt, die, weil ſie von den damaligen Uebeln nichts empfunden hat, außerordentlich langmüthig iſt.

Aber eben dieſer Umſtand ſollte behutſam in ſolchen Urtheilen machen. Iſt es nicht ſehr merkwürdig, daß alle gerechte und vernünftige Menſchen durch einen ſchlechten Geiſt ihrer eigenen Zeit empört worden, und denſelben ihren Zeitgenoſſen keineswegs für Entſchuldigung gelten laſſen; daß aber dieſe nämlichen, gerechten und vernünftigen Menſchen, wenn von einer Begebenheit der Vorwelt die Rede iſt, ohne Bedenken aus dieſem Grunde die damals ſchlecht handelten in Schutz nehmen? Dieſe Nachſicht ſcheint mir einzig und allein daher zu rühren, daß ſie die Leiden jener Zeit nicht getheilt haben.

Mich dünket, der Geſchichtsſchreiber müſſe ſich fragen: was würde ich von der Geſchichte, die ich darſtelle, geurtheilt haben, wenn ich Augenzeuge davon geweſen wäre? — Zu allen Zeiten haben die beſſeren Menſchen ihre Urtheile auf die ewig unwandelbaren Geſetze des Rechts ge-

gründet; ſie mochten, Heiden oder Chriſten, im frömmſten Aberglauben erzogen ſein, der Zeitgeiſt hatte keine Macht über ihr Gefühl des Rechts. Daß ein Geſchichtſchreiber überall und in jedem Jahrhundert zu den beſſern Menſchen gehöre, darf ich vorausſetzen — und wehe, wenn dieſe Vorausſetzung falſch iſt! — er würde folglich auch als Zeitgenoſſe über den Zeitgeiſt ſich erhoben haben, und dieſe Erhebung darf er ausſprechen.

Geſetzt den Fall, es käme eine Zeit, wo abermals ein erobernder Orden, jenem deutſchen Orden gleich, durch den abſcheulichen Grundſatz: was ich kann, das darf ich auch, Macht und Gewalt verleihen Recht, alle ſeine Zeitgenoſſen anſteckte, ſo daß große und kleine Fürſten ihm nachahmten, und die Welt in eine erbärmliche Sklaverei verſänke: dürfte da wohl nach Jahrhunderten ein Geſchichtſchreiber auftreten und ſprechen: es war eine ſchlimme Zeit, die Menſchen handelten wie Teufel, aber es war nicht ihre Schuld, der Zeitgeiſt rieß ſie mit fort? — auf dieſe Weiſe ließe ſich alles, alles entſchuldigen, und jeder Böſewicht würde aus der Geſchichte eine Beſchönigung ſeiner Unthaten ſchöpfen.

Der Recenſent fragt: »waren denn Karl's des Großen Schlachtereien, ſeine Verpflanzungen in das ferne Frankreich, dem Verfaſſer ganz unbekannt? hat er nie die Eroberung der wendiſchen Lande zwiſchen der Saale und der Oder geleſen?« — Jene waren mir bekannt, und dieſe habe ich geleſen, aber eben deswegen wird auch Karl der

Große, und überhaupt nie ein Eroberer, von mir gerühmt werden. Der Beiname des Großen, den die Welt ſo oft verſchwendet hat, blendet mich nicht. Hundert gewonnene Schlachten geben in meinen Augen keinen Anſpruch auf die Huldigung der Geſchichte. Wer, gleich dem deutſchen Orden, oder gleich Karl dem Großen, einem friedlichen Volke mit Feuer und Schwert ein neues, unbegehrtes Glück aufdränge, der wäre mir ein Ungeheuer, er möchte ſich übrigens mit zwanzig, von Furcht und Schmeichelei erſonnenen Beinamen brüſten. Das Gute und Schöne, was Karl der Große, und auch bisweilen der deutſche Orden, nachher gethan, kann die uſurpirte Gewalt nicht rechtlich machen, und die Millionen Seufzer, die er ſeinen Schlachtopfern auspreßte, weder erſticken noch aufwiegen. Wie verächtlich hat man oft von Menſchen geſprochen, die ein großes Vermögen durch unrechtliche Mittel erwarben, und nachher Kirchen und Klöſter davon bauten? iſt der Fall im Kleinen nicht ganz derſelbe? — Wohlthaten, die auf Koſten ganzer Generationen erzeigt werden, ſind ſehr zweideutige Verdienſte.

Ja, ich bin ein parteiiſcher Geſchichtſchreiber, aber nur für das Gute, das Gerechte, und daß ich das bin, hoffe ich auch noch künftig zu beweiſen. Dem deutſchen Orden habe ich kein Unrecht zugefügt, denn ich habe nur mit Urkunden in der Hand ihn angegriffen. Habe ich wirklich, wie der Recenſent meint, mich hie und da der Uebertreibung ſchuldig gemacht, ſo iſt es doch ſicher nur Uebertrei-

bung im Ausdruck geweſen, die freilich auch dem Geſchichtſchreiber fremd ſein ſoll, und die ich gern verbeſſern werde. Ach! es iſt ſchwer, wenn ſolche Gräuel das Gemüth empören, die nöthige Ruhe feſt zu halten.

Und geſetzt, ich wollte dem Recenſenten zugeben, daß der Zeitgeiſt die Anſicht des Ordens mildern müſſe; war denn wirklich der Zeitgeiſt ſo verdorben? wurden denn wirklich der Ritter Unthaten gegen die heidniſchen Preußen von den Zeitgenoſſen gebilligt? hat nicht ſelbſt der Papſt, ihr Oberhaupt, ihnen eine chriſtliche Behandlung derſelben zur Pflicht gemacht? haben ſie ſich wohl daran gekehrt? hat nicht ſelbſt der Papſt ſie oft genug als ausgeartete, nichtswürdige Menſchen geſchildert und mehr als einmal in den Bann gethan? es war alſo nicht der Zeitgeiſt, ſondern ihr eigener Geiſt, der ſie beſeelte, der furchtbare Geiſt einer unerſättlichen Eroberungsſucht, der leider in allen Jahrhunderten einzelne Menſchen oder Korps ergriffen, und ſie zu Tigern gemacht hat.

Bagdad.

Ein Mann, der viele Jahre im Orient lebte, hat eine Beſchreibung der Paſchaliks (Statthalterſchaft) von Bagdad, nebſt einer hiſtoriſchen Notiz über die Wechabiten (die jetzt eine ſo große Rolle dort ſpielen) und mehrere Bemerkungen über die Geſchichte und Literatur des

Orients geliefert. Der Paſchalik von Bagdad an den äußerſten Grenzen des ottomanniſchen Reiches in Aſien, umfaßt einen Raum von 140 deutſchen Meilen in die Länge und 106 in die Breite, iſt folglich größer als das (vormalige) Frankreich. Das ſüdliche Meſopotamien, Kurdiſtan und Baſſora gehören mit dazu. Die Hauptſtadt, Bagdad, iſt nicht — wie einige Reiſende irrig behaupten — auf die Trümmer des alten Babilon erbaut, weil Babilon am Euphrat lag, Bagdad hingegen am Tigris liegt. Der Kalif Manſur hat ſie gegründet, und im Jahr 763 den Sitz des Saracenen-Reiches dahin verlegt. So lange dieſes Reich währte, ſchwang ſich Bagdad zu einem glänzenden Flor auf, aber unter türkiſcher Herrſchaft iſt es ſehr geſunken, doch immer noch ein Grenzwall gegen die Perſer. Seine Feſtungswerke ſind zwar, ſelbſt im Orient, ziemlich unbedeutend, aber es hat einen breiten, tiefen Graben, den, im Fall einer Belagerung, die Gewäſſer des Tigris füllen. Auf der Oſtſeite des Stromes erblickt man den Palaſt des Paſcha und die merkwürdigſten Gebäude, auf der Weſtſeite nur Hütten der Araber und Dattelgärten ſo weit das Auge reicht. Die Verbindung zwiſchen beiden Stadtthoren wird blos durch eine elende, oft zerbrochene Schiffbrücke und durch Böte unterhalten.

Die Zimmer im Serail ſind ſchön und mit aſiatiſchem Luxus möblirt; die Moſcheen und andere öffentliche Gebäude aber ſind mit denen zu Konſtantinopel, Damaskus und Aleppo nicht zu vergleichen; die Straßen ungepflaſtert,

eng und ſchmutzig; nur einige Märkte (Baſars) ziemlich geräumig und bedeckt, um Kaufleute und Handwerker gegen die Witterung zu ſchützen. Die auf der Weſtſeite von Ziegeln erbauten Häuſer ſind zwar nur ein Stockwerk hoch, aber bequem und angenehm, beſonders wegen der vielen Gärten, die zwiſchen ihnen liegen. Bei den vornehmen Bewohnern dieſer Häuſer ſieht man auch Proben von perſiſcher Kunſt, theils in Malereien, theils in Kunſttiſchler-Arbeit.

Das Klima von Bagdad iſt ſehr geſund und frei von allen anſteckenden Krankheiten, trotz der ſchrecklichen Sonnenhitze, vor welcher die Einwohner ſich in die Keller flüchten müſſen. Die Nächte ſchlafen ſie auf ihren Terraſſen, und es iſt merkwürdig, daß dieſe beſtändige Abwechſelung von Temperatur ihnen gar nicht ſchadet.

In ganz Meſopotamien herrſcht der Samiel, dieſer giftige Südweſtwind, der einen Schwefelgeruch verbreitet, weil er über die, mit Schwefel und Harzen geſchwängerten Ufer des Euphrat und Tigris hinweg fährt; allein er iſt nur ſchädlich in der Wüſte, wo bekanntlich die Araber ſeinem Einfluß nur dadurch entgehen, daß ſie ſich platt auf den Boden werfen und in ihre Mäntel ſich hüllen. Ohne dieſe Vorſicht würden ſie erſticken, aber in Städten hat man nichts zu fürchten.

Der Boden um Bagdad iſt wenig fruchtbar, vermuthlich weil er ſchlecht angebaut wird. Korn, Weine, Gerſte, Baumwolle, Tabak, Seſamöl, gedeihen mäßig, Datteln hingegen im Ueberfluß, auch allerlei andere perſiſche

Früchte. Vieh und Wild iſt reichlich vorhanden. Nach Maßgabe ſeiner Größe iſt Bagdad ſchlecht bevölkert und zählt kaum neunzig bis hundert tauſend Einwohner (obſchon die Eitelkeit der Eingebornen von dreimal hunderttauſend ſpricht), faſt lauter Janitſcharen, dabei Kaufleute oder in mechaniſchen Künſten erfahren. Die Sekte der Sunnis iſt die herrſchende, aber es gibt auch viele Anhänger des Omar (Türken) und des Ali (Perſer). Sie werden von den Sunnis verketzert, aber, wegen ihrer Induſtrie, tolerirt. Viele Perſer wohnen auch in Bagdad und treiben, unter dem Schutz der Regierung, den ganzen Handel nach Iron und Kandahar. Außerdem finden ſich jährlich große Haufen perſiſcher Pilgrimme ein, die zu den Gräbern verſchiedener Imans wallfahrten, und nebenher auch ſchachern.

Handel, Frömmigkeit und, vor allen Dingen die Gewißheit von der Regierung nicht gedrücket zu werden, locken ſonſt noch eine Menge Fremde nach Bagdad, Indier, Araber, Agwanen, Egyptier u. ſ. w. Der Chriſten findet man wenige; einige derſelben ſind Schismatiker und haben ihre eigene Kirche, andere, Katholiken, die dem chaldäiſchen, ſyriſchen oder armeniſchen Ritus folgen, aber, auf Verhetzung der Schismatiker, ihrer Kirchen beraubt worden ſind. Sie hören die Meſſe bei den Karmelitern, die unter franzöſiſchem Schutze ſtehen. Sämmtliche Chriſten leben ärmlich, ſind Krämer oder Färber oder etwas dergleichen. Nur einige Armenier haben ſich, durch den Handel mit Edelſteinen und Shawls, bereichert. Die Juden

leben, verachtet und von den Türken oft insultirt, in einem entlegenen Stadttheile. Dieser Stand der Erniedrigung macht sie zu Heuchlern, Spitzbuben und kurz, zu den niedrigsten Handlungen fähig; aber trotz der Geringschätzung, unter der sie seufzen, finden sie Mittel, sich im Serail, beim Zolle und in den Häusern der Großen einzuschleichen, wo es immer Leute gibt, die gewandter Spitzbuben bedürfen.

Seit undenklichen Zeiten residirt ein französischer Konsul in Bagdad, wo seine Gegenwart in diesem Augenblicke freilich von keinem großen Nutzen ist, wenigstens den Handel betreffend; aber sein Posten bleibt doch immer wichtig, weil die französische Regierung durch ihn von den politischen Angelegenheiten Asiens unterrichtet wird.

Das Gouvernement von Bagdad besteht aus dreierlei Gewalten, der bürgerlichen, gerichtlichen und militärischen. Der Kiaya, Stellvertreter des Gouverneurs, der Defterdar, Großkanzler, und der Diwan-Effendi, erster Sekretär, müssen täglich dem Pascha Bericht abstatten, dessen Hof zahlreich ist. Die Verwaltung der Gerechtigkeit ist in den Händen des Kazi, des Mufti und der Ulemma, die auch die Gesetze auslegt. Der jetzige Pascha, er heißt Ali, rühmt sich selbst ein, in den Vorschriften des Koran wohlerfahrner Molla zu sein. Er ist in der That ein wackerer, verdienstvoller Mann, vielleicht ein wenig zu bigott und fanatisch, dagegen von aller Habsucht ent-

fernt, ein muthiger Krieger; eine Eigenschaft, die ihn um so mehr auszeichnet, da sie jetzt unter den übrigen Pascha's so selten ist. Der Janitscharen Aga steht an der Spitze der Militär-Macht, und ist Polizeimeister. Bagdad kann im Nothfall dreißig tausend Mann, sowohl Fußvolk als Reiterei stellen, und würde noch mächtiger sein, wenn nicht mehrere arabische Stämme zu den Wechabiten übergegangen wären und einige andere sich empört hätten, z. E. die Kurden, welche die beste Reiterei lieferten. Die Araber sind blos mit Lanzen bewaffnet, aber muthig. Ali unterhält auch fünfhundert Mann europäisch disciplinirt, und hat dreißig Kanonen, die ziemlich gut bedient werden; er bezahlt aber seine Leute schlecht, deshalb nimmt nur Gesindel Dienste bei ihm.

Die Einkünfte der Statthalterschaft fließen aus den Zöllen, den jährlichen Kontributionen der Unterbefehlshaber, dem Tribut der abhängigen Araber, und mögen etwa sieben und eine halbe Million Piaster betragen.

Auch dort leidet der Handel jetzt sehr, durch den Krieg zwischen Frankreich und England, welcher die Schifffahrt auf dem mittelländischen Meere unsicher macht; durch die Fortschritte der Russen in Persien und die innere Unruhen in diesem Reiche, in Kandahar und in Indien; durch das Monopol der Engländer in Indien; durch die Räubereien der Wechabiten; die ewige Unordnung in der Türkei; die Unsicherheit der Straßen; die Verringerung des Gehalts der Münzen; die Indolenz der ottomannischen Pforte,

welche weder Ackerbau noch Induſtrie beſchützt. Die Produkte Arabiens, Indiens und Perſiens werden nach Baſſora gebracht, von da auf dem Tigris nach Bagdad, von wo aus ſie ſich in der ganzen Türkei verbreiten. Die arabiſchen Produkte ſind Kaffee, Weihrauch, Harze und allerlei koſtbare Arzneien; die indiſchen, Indigo, Shawls, Wohlgerüche, Gewürze, ſeidene und baumwollene Waren, Muſſeline, Aloe, Kampfer, Benzoe, Ambra, Ammoniakſalz u. ſ. w.; die perſiſchen, ſeidene und wollene Waren, ein wenig Baumwolle, Teppiche, Shawls, Lämmerfelle, Tabakspfeifen, Holz, Safran, Tabak, Nitrum, trockene Früchte, köſtliche Arzneien. Bagdad ſelbſt liefert, außer Datteln, Tabak und einigen wollenen Zeugen, gar nichts zur Ausfuhr, aber ſein Zwiſchenhandel reicht hin, um es zu einer der anſehnlichſten Handelsſtädte im Orient zu erheben.

Frankreichs alte Fahnen.

Die neuen Adler dieſes mächtigen Reichs ſind auf dem ganzen Erdboden bekannt genug, weniger deſſen alte Fahnen, die uns vor vielen Jahren Gallond in einer hiſtoriſchen Abhandlung hat kennen lernen. Die älteſte, von der die Geſchichte Meldung thut, iſt das Panier mit den Lilien, deſſen Ruhm doch bald durch andere verdunkelt wurde, beſonders durch die ſogenannte Chappe, das heißt,

den Mantel des heiligen Martin, der im Kriege vor den Königen hergetragen wurde. Martin war der Schutzpatron des Reichs; von seinem Tode zählten die Franzosen ihre Jahre; an seinem Feste eröffneten sie ihre Parlamente und an seinem Grabe wurden die heiligsten Eide geschworen. Sein Mantel war das Reichspanier der Franzosen zu der Zeit Karl's des Großen. Er wurde unter einem Zelte bewahrt, welches darum Chapelle hieß. (Daher unser heutiges Wort Kapelle.) Diejenigen, die das Zelt bewachten, nannte man Chapelains (Kapellan). Getragen wurde dies Panier vom Groß-Seneschall (Dapifer), der den nächsten Rang nach dem Könige behauptete. Diese Würde war erblich in dem Geschlechte der Grafen von Anjou. Dem Ersten dieser Grafen, Ingelgerius, wurde sie verliehen sammt einer Pfründe in der Kirche des heiligen Martin, aus Dankbarkeit, weil er den Reliquienkasten dieses Heiligen, den man, aus Furcht vor den Normännern, nach Aurerre gebracht, dort wieder aufgefunden. Die Pfründe ging auf seine Nachkommen über, Fouques-le-Bon hielt sich dadurch geehrt, und am Feste des Heiligen stand er im geistlichen Gewand unter den Sängern und ließ seine Stimme mit den ihrigen erschallen.

Die Zeitgenossen nennen den Seneschall, Dapifer, auch Marschall und grand maitre de France. Sein hohes Amt vereinigte Pflichten, die sonst unvereinbar scheinen. Er sorgte für die Beköstigung des Königes und des ganzen Hofes; die geladenen Gäste standen unter seiner Auf-

ſicht; allen königlichen Beamten war er ein Richter und — zugleich kommandirte er die Armeen. (Es ſcheint doch wohl, daß entweder der König ſchlecht geſpeiſt oder die Armee ſchlecht kommandirt worden.) Seit dem Tode des Grafen von Champagny, der bei der Belagerung von Acre im Jahre 1191 blieb, iſt dieſe bedeutende und bedenkliche Würde Niemanden wieder verliehen worden. Die auf derſelben haftenden Rechte und Vorzüge wurden getheilt zwiſchen dem Connetable, dem grand maitre des königlichen Hauſes und dem erſten Haushofmeiſter.

Die Zeit, wo man aufhörte, den Mantel des heiligen Martin als Fahne flattern zu laſſen, iſt unbeſtimmt. Vermuthlich wurde er verdrängt durch das Panier des heiligen Denis, Oriflamme genannt von der goldenen darauf gedrückten Flamme. Ueber den Urſprung dieſer Fahne ſind die Geſchichtſchreiber nicht einig. Manche laſſen ſie ſchon bei der Taufe des Clovis erſcheinen, Andere erſt zu den Zeiten Dagobert's, noch Andere zu Karl des Großen Zeiten. Gleichviel! Gewiß iſt, daß die Könige nie in den Krieg zogen, ohne zuvor dieſes Panier mit frommer Demuth aus den Händen des Abtes von St. Denis zu empfangen. Die Grafen du Vexin, als erſte Vaſallen dieſer Abtei, hatten das Recht, es zu tragen, und ſie haben dieſes Recht geübt bis zu der Vereinigung ihrer Grafſchaft mit dem Reiche unter Ludwig dem Dicken. Seit dieſer Zeit wählten die Könige den würdigſten Ritter zu deſſen Obhut. Derjenige, der dieſe Fahne empfing, bewahrte ſie unauf-

gerollt auf den Nothfall. Bisweilen hing ihm der König das Oriflamm um den Hals, dann trug er es als ein Ehrenzeichen, bis es etwa nöthig wurde, dasselbe an einer Lanze flattern zu lassen. Die Ehre, es zu tragen, war so groß, daß zu Karl des Fünften Zeiten ein Herr von Andreson die Würde eines Marschalls von Frankreich niederlegte, um dagegen das Oriflamm zu empfangen. Peter de Villiers, Gui de la Tremouille, Hutin d'Aumont, Wilhelm Morcel, Herr von Bacqueville trugen es zu verschiedenen Zeiten, und es blieb im Gebrauch bis auf Karl den Sechsten. Seitdem war nicht mehr die Rede davon. Das weiße, mit Lilien bestreute Kreuz, welches hernach mit der weißen Standarte vertauscht wurde, blieb seitdem die königliche Fahne, und war das dritte Panier, unter dem die Franzosen kämpften. Es wurde nicht blos im Nothfall aufgerollt, sondern befand sich stets im Heere, selbst zugleich mit dem Oriflamm, wie z. B. in der Schlacht von Borines. Dieses erschien nur im dichsten Schlachtgetümmel, jenes stand dem Könige zur Seite. Die Standarte wurde gleichfalls nur treuen, geprüften Rittern anvertraut. Doch da sie nie von der Person des Königs wich, so scheint es, daß der Vorschneider (écuyer tranchant) sie gewöhnlich getragen habe. Ein solcher war der Herr von Roddes, der in der Schlacht von Jovi unter den Augen Heinrich des Vierten getödtet wurde.

Auch die Brüderschaften, Kompagnien und besonders

die Kirchen hatten ihre eigenthümlichen Fahnen, deren Farben verſchieden, je nachdem ſie dieſem oder jenem Heiligen gewidmet waren. Die Farbe des heiligen Martin war blau, daher glaubt man, daß die Könige von Frankreich, als ſie die Lilien zu ihren Wapen wählten, ſelbige zu Ehren des heiligen Martin auf einen blauen Grund ſetzten.

Die Standarten der leichten Kavallerie ſollen, nach Brantome, unter Ludwig XII. aufgekommen ſein. Die Fähnlein (guidons) exiſtirten ſeit Errichtung der Ordonnanz-Kompagnien unter Karl IX. Als Heinrich IV. die Schlacht in den Ebenen von Jovi liefern wollte, zeigte er dem Heere ſeinen weißen Federbuſch und rief: »Kinder! wenn die Standarten verloren gehen, ſo ſeht hier das Zeichen der Vereinigung; ihr ſollt es immer auf der Bahn des Sieges und Ruhmes erblicken!» — Der Federbuſch dieſes edlen Königs begeiſterte gewiß die Franzoſen mit höherm Muthe als der Mantel des heiligen Martin.

Die engliſche Seemacht.

Wir beſitzen eine Geſchichte von dem Urſprung und Wachsthum dieſer jetzt ſo furchtbaren Macht. Als Cäſar die Eroberung von Britannien unternahm, hatten die Bewohner dieſer Inſeln noch keine Schiffe und wagten blos zu Lande ihre Waffen mit denen des Eroberers zu meſſen. Lange bedienten ſie ſich nur der Kähne von Weidenzweigen

mit Leder überzogen, denen so ziemlich gleich die jetzt noch in Grönland gebräuchlich sind.

Man glaubt, daß Offa, König von Murcia, damals der mächtigste Fürst in England, der Erste gewesen, der eine Art von Anspruch auf die Meeresherrschaft gemacht. Er soll sogar gewagt haben, sie Karl dem Großen streitig zu machen, der sein Bundesgenosse zu werden suchte. Alfred, der seine Unterthanen vor den Räubereien der nordischen Nationen schützen wollte, vermehrte nicht allein die Zahl seiner Schiffe, sondern verbesserte auch deren Bauart. Eine Flotte von 120 Segeln bewachte stets die Küsten. Von den Friesen lernte er die Kunst der Schifffahrt. Er schlug die Feinde zur See und vertrieb sie gänzlich aus seinem Reiche, welches durch ihn von fremder und innerer Zwietracht befreit wurde. Sterbend wünschte er noch, daß die Engländer stets so frei sein möchten als ihre Gedanken. Fürwahr ein unbesonnener, aber doch ein großherziger Wunsch.

Edgar, sein Nachfolger, hatte drei bis viertausend Schiffe, allein das größte derselben faßte nicht mehr als 50 Mann. Mehrere Jahrhunderte lang beschränkte sich die Geschicklichkeit des Admirals blos darauf, den Wind zu gewinnen und Ebbe und Flut zu benutzen. Die Schlachten wurden so ziemlich dem Zufall überlassen. Die Signale waren noch sehr unvollkommen. Dennoch nannte sich der stolze Edgar Kaiser und Herr aller Könige des Oceans und aller Völker, die er umschließt.

Als er eines Tages in Cheſter war, fuhr er auf dem Strome und zwang acht tributbare Könige ſein Boot zu rudern, deſſen Steuer er ſelber führte. Edgar's Nachfolger waren minder mächtig zur See, und darum ihre Anſprüche minder hoffärtig. Als Richard in das heilige Land kreuzfahren wollte, war England ſo arm an Schiffen, daß er deren fremde leihen mußte. Unter Eduard dem Zweiten war das Meer an den engliſchen Küſten mit franzöſiſchen Kriegsfahrzeugen bedeckt, die des ohnmächtigen Feindes ſpotteten. Eduard III. empfing die Lehen wegen Guienne von Philipp von Valois, wollte ſich aber nachher nicht für deſſen Vaſallen erkennen, ſondern, durch den berüchtigten Ueberläufer, Robert von Artois, verleitet, maßte er ſich den Titel eines Königs von Frankreich an, und begann jenen langen, ſchrecklichen Krieg, der der Keim des unauslöſchlichen Haſſes zwiſchen zwei braven Nationen wurde. Kaum war dieſer Krieg erklärt, als Bahuchet und Borbevaire, zwei tapfere franzöſiſche Seemänner, Portsmouth angriffen und in Aſche legten. Dann landeten ſie zu Southampton, wo ſie die Einwohner in der Meſſe fanden, die Stadt plünderten, Mädchen und Weiber nothzüchtigten und hierauf zu Dieppe die Beute theilten. (So erzählt Froiſſard.)

Im Jahr 1340 ſchlug Eduard die franzöſiſche Flotte, die 200 Schiffe und 3000 Mann verlor. Aber auch die Engländer hatten den Sieg durch den Verluſt von 4000 Menſchen erkauft. Wenige Jahre nach der Einnahme von

Calais war Eduard's Seemacht ganz geſchwunden. Unter Karl V. war die franzöſiſche Marine der engliſchen überlegen. Nach Eduard's Tode erſchien der franzöſiſche Admiral Jean de Vienne mit der vereinigten franzöſiſchen und ſpaniſchen Flotte an den engliſchen Küſten, zerſtörte den Hafen Rye, plünderte die Inſel Whigt und verbrannte mehrere Städte, ohne daß der Graf von Salisbury und Wilhelm Montaigu mit ihrer ganzen Macht es hindern konnten.

Richard II., Eduard des Dritten Nachfolger, konnte nimmer eine Flotte ſammeln, die im Stande geweſen wäre, jene Niederlagen zu rächen. Die Spanier beunruhigten alle engliſche Küſten. Franzoſen und Schottländer hatten ſich zu ihnen geſellt, nichts entging ihnen, was aus den engliſchen Häfen auszulaufen wagte. Fanden ſie keine Schiffe in der See, ſo machten ſie Landungen und griffen die vornehmſten Städte des Reiches an. Winchelſea legten ſie in Aſche.

Karl VI. wollte einen Einfall in England thun. Die Flotte, die er zuſammen brachte, ruinirte Frankreich. Man ſah da nichts als gemalte Schiffe, vergoldete Maſten und ſeidene Segel. Truppen, Waffen und Lebensmittel waren im Ueberfluß. Man zählte 1500 Schiffe. Alle handelnden Nationen hatten deren geliefert vom äußerſten Ende des baltiſchen Meeres bis zu der Meerenge von Gibraltar. In Bretagne erbaute man hölzerne Wälle für eine ganze Stadt, die ſtückweis mitgenommen und nach einer Landung ſogleich

zuſammen gefügt werden ſollten. Sie waren 3000 Schritt lang und 20 Fuß hoch. Von zwölf zu zwölf Schritten ſtand ein kleiner Thurm darauf, der zehn Mann faſſen konnte, beſtimmt, dieſe tragbare Feſtung zu vertheidigen.

Die Engländer, erſchrocken über dieſe Zubereitungen, ſtellten Proceſſionen an. Nur ſolche, deren Vermögensumſtände zerrüttet waren, freuten ſich und ſprachen zu ihren Gläubigern: »habt Geduld, das Geld zu eurer Bezahlung wird jetzt in Frankreich gemünzt.« — Doch die Furcht der Engländer war eben ſo übel begründet als die Hoffnung der Franzoſen, welchen letztern die zu weit vorgerückte Jahreszeit keinen Verſuch erlaubte. Die Unternehmung wurde auf den nächſten Frühling verſchoben und dann ganz aufgegeben, weil alle Vorräthe verdarben und um geringe Preiſe verkauft werden mußten. Ein Theil der berühmten hölzernen Stadt fiel ſogar den Engländern in die Hände, und das übrige ſchenkte Karl ſeinem Oheim, dem Herzog von Bourgogne.

Die Freude der Engländer war groß. Der Graf Arundel nahm an der Mündung der Themſe franzöſiſche Schiffe mit Wein beladen. Das Treffen, welches bei dieſer Gelegenheit geliefert wurde, war eines der erſten, in welchem man ſich der Artillerie bediente. Der franzöſiſche Admiral hatte drei große Kanonen. Die Einwohner von Rochelle, die das meiſte verloren hatten, dürſteten nach Rache und Erſatz. Louis de Sancerre lief zu dieſem Zwecke mit ihren Galeeren aus, die mit Geſchütz wohl verſehen waren. Der

Graf Arundel entfloh, zwei Meilen weit verfolgt und von Kanonenſchüſſen begleitet. Der allgemeine Gebrauch der Artillerie zur See fällt alſo in den Anfang der Regierung Karl VI.

Unter der unruhigen Regierung Eduard IV. war die engliſche Marine in einem ſo traurigen Zuſtande, daß die Korſaren der Hanſeſtädte ihre Flaggen im Kanal und an der Mündung der Themſe wehen ließen.

Heinrich VII., zubenamt der engliſche Salomon, legte den erſten Grund zu der Seemacht ſeiner Nation, indem er ihr die Augen für den innern Reichthum des Landes öffnete. Er errichtete Manufakturen, bahnte den Handelsweg nach der Levante, zog, während des Aufruhrs in den Niederlanden, Arbeiter aus Flandern nach England, und bevölkerte auf's neue ſein faſt verödetes Reich.

Heinrich VIII., grauſam und verſchwenderiſch, belaſtete ſein Volk mit Auflagen und mußte dennoch den Gehalt ſeiner Münze verringern. Unter ſeiner Regierung konnte die Marine ſich nur eines geringen Wachsthums erfreuen. Als er Frankreich den Krieg erklärte, mußte er Schiffe von Hamburg, Lübeck, Danzig und Genua miethen. Damals lernte man zuerſt eine Flotte in Linien formiren und ihre Bewegungen ordnen. Seit Ludwig XII. gerieth man auf den Gedanken, die Seitenwände eines Schiffes zu durchboren, um Kanonen hinter die Oeffnungen zu ſtellen. Vorher ſtanden nur dergleichen von verſchiedenem Kaliber auf dem Verdeck, bald am Schnabel, bald am Hintertheil des

Schiffes. Die Bedienung der Artillerie war gleichfalls noch sehr mangelhaft, denn in einer hitzigen Seeschlacht zwischen der französischen und englischen Flotte (die erstere unter dem Kommando eines Barons de la Garde) wurden nicht mehr als 300 Schüsse gewechselt.

Während der kurzen Regierung Eduard V. machte der Handel Fortschritte, die Marine wuchs, die großen Fischereien wurden aufgemuntert, die Engländer begannen einen Handel an den afrikanischen Küsten. Doch die eigentliche Epoche des Wachsthums der englischen Seemacht fällt in die glücklichen Zeiten der Königin Elisabeth, der man die Titel: „Wiederherstellerin des Seeruhmes der Nation und Königin der nordischen Meere" beilegte. Blos durch Zeit und Sparsamkeit erschuf sie eine Marine, die Anfangs nur aus 42 Kriegsfahrzeugen bestand, deren keines jetzt in der Linie fehlen konnte, denn die stärksten führten nur 40 Kanonen.

Damals rüstete Spanien seine berüchtigte unüberwindliche Flotte aus, woran sieben Jahre gearbeitet wurde. Zwölf Schiffe derselben trugen die Namen der zwölf Apostel, zwanzig andere die verschiedenen Beinamen der heiligen Jungfrau, ihrer Feste oder der Kirchen, wo sie besonders verehrt wurde. Die frommen Spanier hatten verboten, daß irgend ein Frauenzimmer auf der Flotte sein sollte, aber Fahrzeuge voller Freudenmädchen folgten ihr. Bekanntlich wurde sie durch einen heftigen Sturm zerstreut und Philipp II. zu drei verschiedenen Malen geschlagen. Der Tod raubte Eng-

land seine große Königin, ehe sie noch Zeit hatte, die von ihr gegründete Seemacht durch einen sichern Frieden zu befestigen.

Als Heinrich IV. seinen Freund Sülly nach England sandte, um mit Jakob I. einen Traktat zu schließen, begegneten die französischen Schiffe den englischen, von welchen sie gezwungen wurden, ihre Flaggen zu streichen, unter der Drohung, sie in den Grund zu bohren. Jakob gab Genugthuung wegen dieser Beschimpfung. Unter seiner Regierung sank die Marine. Er ließ die alten Schiffe verfaulen und baute keine neuen. Das stärkste Geschwader, welches er aussandte, war das des Admirals Mansel gegen die Algierer. Es bestand aus sechs Schiffen von 600 Tonnen und 40 Kanonen, zwei Schiffen von 4 bis 500 Tonnen und 34 bis 36 Kanonen und zwölf zum Kriege ausgerüsteten Kauffartheischiffen.

Der unglückliche Karl I. wollte seines Vaters Fehler verbessern und befahl die Erbauung von 18 Kriegsschiffen. Seine Unterthanen beeiferten sich, neue Kolonien zu gründen, als da sind Massachusets, Maryland, Connecticut u. s. w. Dennoch sah dieser König seine Land- und Seemacht verringert durch die fruchtlose Unternehmung gegen Cadix, die ihn 3000 Mann und mehrere Schiffe kostete.

Die See-Expeditionen der Engländer zeigten den Franzosen die Nothwendigkeit, eine Marine zu erschaffen, deren sie bis dahin entbehrten. Richelieu sammelte Holz, baute Magazine und kaufte Schiffe. Er ließ auch deren mehrere

erbauen, unter andern die Krone von 72 Kanonen, welches damals von den erſtaunten Seeleuten als das größte Kunſtwerk betrachtet wurde. In zwei Jahren bildete ſich ein Geſchwader von 23 Kriegsfahrzeugen auf der Rhede von Breſt, wo ſich zuvor nur einige elende Fiſcher zeigten. Dieſen Anſtrengungen verdankte Frankreich unter jener Regierung mehrere ausgezeichnete Vortheile, die es über die Spanier erfocht.

Seit Eliſabeth's Tode war Neptuns Dreizack in die Hände der Holländer gefallen; Cromwell verſuchte es, ihn dieſen wieder zu entreißen, und es gelang ihm. Der berühmte Admiral Black war ſein Werkzeug. Dieſer Mann, den blos die Natur zum Seehelden gebildet hatte, entriß den Spaniern Jamaika, griff die reichen Galioten von Mexiko in der Bai von Santa Cruz an und verbrannte ſie, ob ſie ſchon durch ſechs oder ſieben mit Geſchütz wohl verſehene Schanzen vertheidigt wurden. Cromwell ſtarb, nachdem er von den Franzoſen den wichtigen Platz Dünkirchen errungen, mit großen Entwürfen gegen Spanien ſchwanger. »Er war der Mann ſie auszuführen,« ſchrieb Ludwig XIV. an den Grafen von Eſtrades, »denn er beſaß eine Flotte von 160 Schiffen.«

Karl II. liebte die Marine, und hatte, für einen Souverain, wirklich große Kenntniſſe davon. Er munterte den engliſchen Adel auf, Seedienſte zu nehmen, machte ſeinen Bruder zum Großadmiral, und ließ Einen ſeiner eigenen Söhne als Matroſen auf der Flotte dienen.

Er wünſchte den holländiſchen Uebermuth zu demüthigen, und ſein Wunſch ward erfüllt, denn der Herzog von York trug einen vollſtändigen Sieg über die Holländer davon. Es wurden verſchiedene Medaillen auf dieſe Begebenheit geſchlagen, auf deren einer man die Worte las: Quatuor Maria vindico, auf einer andern: Penes nos imperium und auf der dritten: Pontus serviet. Eine zweite Niederlage der holländiſchen Flotte bewirkte den zu Breda unterzeichneten Frieden, durch welchen Karl nicht allein Neu-York und Neu-Jerſey erlangte, ſondern auch die holländiſchen Kriegsſchiffe genöthigt wurden, die engliſchen zu begrüßen, durch Niederlaſſung des großen Segels und der Flagge am großen Maſte.

Indeſſen trachtete auch Frankreich nach der Herrſchaft über das Meer. Colbert ſtellte die Marine wieder her, oder ſchuf vielmehr eine neue. Ludwig XIV. hatte den Ehrgeiz, Geſetzgeber der Meere zu werden. Sein Seecodex von 1681 wurde ſelbſt von den Engländern ſo bewundert, daß ſie die mehrſten Artikel desſelben nach und nach in ihre verſchiedenen Reglements aufnahmen. Im Jahre 1690 ſchlug Tourville mit 65 Segeln die vereinte engliſche und holländiſche, 112 Segel ſtarke Flotte, die von Herbert und Ewertz kommandirt wurde. Nach dieſem Siege, der große Beſtürzung in England verbreitete, landeten die Franzoſen bei Tingmouth, ſchlugen den Feind in die Flucht, verbrannten zwölf Kriegsſchiffe und acht Kauffartheiſchiffe. Auch damals wurde eine Medaille in Frankreich mit der

etwas voreiligen Zuschrift geschlagen: Imperium maris assertum; denn diese festgegründete Seeherrschaft ging sehr bald darauf in der berühmten Schlacht von la Hogue verloren, wo Tourville gänzlich geschlagen wurde. Allein da er sich zwei Tage vertheidigt hatte, so belohnte Ludwig XIV. seine Tapferkeit durch den Marschallsstab.

Die Schlacht von la Hogue ist die Epoche des englischen Uebergewichts zur See, aber nicht der Vernichtung der französischen Marine, wie man gewöhnlich glaubt, denn schon im folgenden Jahre hatte Frankreich 71 Linienschiffe und 29 Brander oder leichtere Fahrzeuge in See, welche letztere dem englischen Handel großen Schaden zufügten. Der Verfasser dieser (zu Yverdon vor etwa dreißig Jahren erschienenen) Geschichte äußert bei dieser Gelegenheit den Grundsatz, den Kaiser Napoleon angenommen, daß die Feinde Englands vor allen Dingen dessen Handel angreifen müssen, weil, wenn sie diesen verschonen, sie ihm seine Hilfsquellen lassen, und die Feindseligkeiten verewigen.

König Wilhelm, der 1702 starb, hinterließ die Marine in dem blühendsten Zustande. Sie bestand damals aus 282 Kriegsfahrzeugen, unter welchen 130 Linienschiffe, die zu bewaffnen 10,469 Kanonen und 61,119 Mann nöthig waren.

Nachdem 1704 die vereinte englische und holländische Flotte, 55 Segel stark, unter dem Kommando des Admiral Rook, Gibraltar genommen hatte, lieferte sie dem Grafen von Toulouse, der nur 49 Segel befehligte, ein

hartes Treffen. Die Nacht trennte die Kämpfer. Ein französischer, tödtlich verwundeter Offizier, de Relinque, rieth, am andern Morgen die Schlacht wieder anzufangen. Dieser Rath blieb unbefolgt, zu großer Zufriedenheit des englischen Admirals, der schon beschlossen hatte, in diesem Falle seine Schiffe in Brand zu stecken. Die Franzosen zogen sich nach Toulon zurück wegen der großen Anzahl ihrer Verwundeten. Im Jahre 1707 versuchte der Admiral Schowal mit einer Flotte von 46 Linienschiffen und 29 Fregatten, Brandern u. s. w. in den Hafen von Toulon einzudringen, während der Herzog von Savoyen es zu Lande belagerte. Aber beide wurden genöthigt, die Belagerung aufzuheben. In demselben Jahre nahm der berühmte Dugay-Trouin im Kanal eine englische, von fünf großen Schiffen escortirte Konvoi, und als er mit seiner Beute im Hafen von Brest einlief, schrie das Schiffsvolk spottend, indem es die englischen Gefangenen zeigte: »Platz! Platz! für die Herren des Meeres!« Trotz alles Verlustes zählte die englische Flotte im Jahre 1707 doch noch 100 Linienschiffe, unter welchen mehrere Dreidecker, die schönsten und stärksten in Europa, von Harding, Lea und Andern erbaut, wodurch der Ruf der Engländer in dieser schweren Kunst sehr hoch stieg. In Frankreich wetteiferte darin der Chevalier Renau mit ihnen.

Nach dem Tode Ludwig XIV. schloß der Regent ein Bündniß mit England, und sein ganzes Benehmen befestigte das englische Uebergewicht zur See. Ihn selbst trafen

die erſten Folgen, da er gezwungen wurde, die Arbeiten von Mardick zu vernichten. Das Miniſterium von Verſailles, faſt ohne Marine, mußte alles dulden. Spanien befand ſich ſo ziemlich in gleichem Falle. Der Kardinal Alberoni wollte die ſpaniſche Marine wieder in Anſehen bringen. Ein unglücklicher, gegen England geführter Krieg zerſtörte ſie in der Geburt, und die Engländer, auf dieſe Weiſe von allen Seiten ſicher, ſchrieben dem Norden Geſetze vor. Ihre Grauſamkeit wuchs mit ihrer Macht. (Wie das gewöhnlich auch unter Landmächten der Fall iſt.) Ein einziges Beiſpiel mag zum Beweiſe hinreichen. Ein engliſcher Seekapitän lud, unter dem Vorwand des Handels, zwei ſpaniſche Edelleute an ſeinen Bord, wo er ſie zwei Tage hungern ließ, um ein Löſegeld zu erpreſſen. Als ihm das nicht gelang, ſchnitt er dem Einen Naſe und Ohren ab, und zwang ihn, mit dem Meſſer auf der Bruſt, ſie aufzueſſen. Zur Ehre der Menſchheit möchte man dieſe Anekdote gern für ein Mährchen halten, allein ſie ſteht in einer, auf Befehl des britiſchen Miniſteriums 1739 bekannt gemachten Schrift mit der hinzugefügten Bemerkung: »Wenn alle unſere, in den amerikaniſchen Meeren begangenen Räubereien bekannt wären, die Nation würde erſtaunen, ſo viele Böſewichter hervorgebracht zu haben, welche die heiligſten Völkerrechte mit Füßen treten.« (Schade, daß das britiſche Miniſterium nach der Koppenhagner Expedition nicht abermals eine ſolche Schrift publicirt hat.)

Als der Graf von Maurepas in Frankreich am Ruder saß, erzwang er Ehrfurcht vor der französischen Flagge. Im Meerbusen von Mexiko und im mittelländischen Meere wurden die Engländer zurückgetrieben, und der Marquis von Roquefeuille, der im Kanal kreuzte, zwang alle englische Schiffe, ihn zuerst zu begrüßen. Allein das Treffen bei Mahon war für die französische Marine die einzige glückliche Begebenheit in diesem Kriege. Die Franzosen erlitten eine Niederlage nach der andern. Es schien damals (wie jetzt), daß man nur französische Schiffe für die Engländer baue, denen keines entrann. Endlich verzweifelte der Minister Berryer, die Marine jemals wieder herzustellen, und ließ alle Vorräthe verkaufen. Die Kolonien und die Küsten blieben ohne Vertheidigung, jene mußten sich dem Feinde unterwerfen, diese erduldeten ungerochene Beleidigungen. Spanien verlor Havannah und Manilla sammt dem größten Theil seiner Schiffe, und seine Marine war fast eben so vernichtet, wie die französische.

Die Begebenheiten des amerikanischen Krieges sind noch in frischem Andenken, so wie die neuesten. Der Verfasser hat keinen Wahrsagergeist, denn er prophezeit, daß die amerikanische Revolution dem Wachsthum der englischen Seemacht für immer Grenzen setzen werde. Das ist nicht geschehen; vielmehr hat das Uebergewicht derselben zugenommen; doch wenn kein deus ex machina in's Mittel tritt, so werden unsere Jünglinge es noch erleben, daß die englische Flagge vor der französischen wird gestrichen werden.

Die Ausbreitung des Christenthums ohne Wunder.

(Nach Gibbon bearbeitet.)

Zu schildern, wie die Religion in ursprünglicher Reinheit als eine Himmelstochter uns erschienen, ist ein süßes Geschäft ihrer Lehrer; doch zu enthüllen, wie oft jene Himmlische durch Nebel des Irrthums und Flammen der Leidenschaft über die Erde habe schreiten müssen, das ist des Geschichtschreibers ernste Pflicht. Jener zählt die Ausbreitung des Christenthums ohne Bedenken zu den Wundern; dieser muß dem Wunderglauben entsagen; nur in den Denkmählern der Geschichte und in den Herzen der Menschen darf er den Leitfaden suchen.

Fünf wirkende Ursachen stellen sich ihm dar. Die erste: der Christen Unduldsamkeit, von den Juden auf sie verpflanzt. Alle andere Völker des Erdbodens stritten nicht um den Glauben, ehrten selbst den der Feinde, mischten ihn wohl gar unbedenklich zu dem ihrigen. Nur Ein Volk, das jüdische, verabscheute jeden, der dessen Lehren verwarf. Unter dem harten Joche der Assyrer und Perser hatten die Juden lange geschmachtet; unter Alexander's Nachfolgern traten sie aus der Dunkelheit hervor, und, schnell sich ausbreitend in Morgen- und Abendländern, erregten sie bald die staunende Aufmerksamkeit der Nationen. Ihre seltsamen, mit Hartnäckigkeit beobachteten Gebräuche und ihre Ungeselligkeit, schienen sie als Feinde

des übrigen Menſchengeſchlechts auszuzeichnen. Auch lehrte wirklich noch in ſpätern Zeiten Einer ihrer mildeſten Rabbinen, Maimonides, daß ein Jude nicht ſchuldig ſei, den Götzendiener aus Lebensgefahr zu retten. Weder des Antiochus Gewalt, noch des Herodes Schlauheit, noch der Nachbarn Beiſpiel konnten ſie je bewegen, der Griechen zierliche Fabellehre mit dem Geſetz Moſes zu verbinden.

Die Römer, duldſam aus Grundſätzen, ſchützten den Aberglauben, den ſie verachteten. Auguſtus befahl ſogar, im jüdiſchen Tempel für ihn zu opfern. Welcher Abſcheu würde einen Enkel Abrahams getroffen haben, wenn er dem capitoliniſchen Jupiter geopfert hätte! — Allein des Siegers Mäßigung konnte den Geiſt des Aufruhrs in dieſem Volke nicht dämpfen. — Als Caligula in tollem Uebermuth begehrte, man ſolle ſeine Bildſäule im Tempel zu Jeruſalem aufſtellen, da wollten lieber alle Juden ſterben, als ſolche Abgötterei erdulden, und die bloße Zumuthung warf ihren König, Agrippa, in eine dreitägige Ohnmacht. So lange der Himmel Wunder für ſie that, das Meer um ihretwillen in eine Mauer von Kriſtall verwandelte, den Lauf der Geſtirne hemmte, ſo lange hinkten ſie fremden Göttern nach; als aber der erzürnte Himmel den Undankbaren ſeinen Schutz entzog, da wuchs ihr eigenſinniger Glaube. Die Zeitgenoſſen eines Moſes, eines Joſua waren gleichgiltige Zeugen von den erſtaunlichſten Wundern; doch ihre Nachkommen bauten, im Widerſpruch mit eigenen Sinnen und dem menſchlichen Verſtande, ihre Beharr-

lichkeit auf jene Ueberlieferungen der leichtsinnigen Vorfahren. Ihr Nationalgott sonderte sie eifersüchtig von den übrigen Menschen ab. Sie zwangen die benachbarten Völker zu unversöhnlicher Feindschaft. Sie rotteten, auf göttlichen Befehl, mit blutiger Grausamkeit ganze Stämme von Götzendienern aus. Kein Band der Liebe, noch der Freundschaft durften sie mit Fremden knüpfen. Kein Gesetz machte ihnen zur Pflicht, den Heiden die mosaische Religion zu predigen. Sie allein waren die Erben des Bundes. Ihre Kenntnisse mehrten sie durch Berührung mit andern Völkern, doch ohne ihre Vorurtheile zu mindern. Selbst nach Zerstörung ihres Tempels beharrten sie mit unbiegsamer Strenge auf allen den Gebräuchen, die den andern Nationen Ekel oder Widerwillen einflößten. Schon die schmerzhafte und gefährliche Beschneidung mußte sonst willige Proselyten von der Pforte der Synagoge zurückscheuchen.

Unter solchen Umständen kam das Christenthum in die Welt, bewaffnet mit der Strenge des mosaischen Gesetzes, aber frei von seinen Fesseln. Einheit Gottes lehrte es mit gleichem Eifer wie jenes, und gründete gleichermaßen die Wahrheit seiner Lehren auf das göttliche Ansehen Moses und der Propheten. Durch des Messias Opfertod wurden die unvollkommenen Opfer im Tempel aufgehoben. Ein reiner, geistiger Gottesdienst, allen Ständen, allen Himmelsstrichen zusagend, trat an die Stelle der Vorbilder und Gebräuche; die blutige Einweihung wich der mildern durch Wasser. Nicht blos den Nachkommen Abrahams,

allen Völkern des Erdbodens, Griechen, Barbaren, Juden, Heiden, den Sklaven wie den Freien wurde die göttliche Gnade verheißen. Doch nur durch das Christenthum sie zu erlangen, würde eine Pflicht; wer sie auf diesem Wege verschmähte, dem verschloß sich der Himmel. Den Neubekehrten ward auferlegt, unter Verwandten und Freunden die heilbringende Lehre zu predigen, aber auch des Ungehorsams Strafen anzudrohen, wenn sie ihre Ohren verschlossen.

Freilich hingen die bekehrten Juden noch immer fest an ihren alten Gebräuchen, vorwendend, Christus selber habe sie nicht aufgehoben, sondern treulich beobachtet, und darum blieb das Christenthum so viele Jahre mit den jüdischen Sekten heimlich vermischt. Die fünfzehn ersten Bischöfe zu Jerusalem waren sämmtlich beschnittene Juden, und ihre Gemeinden verbanden das Gesetz Moses unbedenklich mit der neuen Lehre, und so blieb es auch, so lange die Kirche zu Jerusalem als die Mutter aller übrigen betrachtet und verehrt wurde. Nachdem aber in den vornehmsten Städten des römischen Reichs begüterte Gemeinden entstanden waren, minderte sich jene Ehrfurcht. Die Zahl der Nazarener — so nannte man jetzt die bekehrten Juden — wurde von der Zahl der getauften Heiden weit überwogen, und diese — das Joch der mosaischen Gebräuche mit Zustimmung ihrer eigenen Apostel abwerfend — wollten die gewissenhaftern, halbjüdischen Brüder nicht mehr dulden. Aus den Trümmern von Jerusalem flohen die Nazarener

nach Pela, einer kleinen Stadt jenseit des Jordans, wo diese älteste christliche Kirche länger als 60 Jahre in Dunkelheit schmachtete. Erst als Kaiser Hadrian auf dem Berge Sion eine neue Stadt, Aelia Capitolina, gründete und alle Juden mit harten Strafen bedrohte, wenn sie deren Mauern sich zu nähern wagten; dann erst trat der zeitliche Vortheil mit der Wahrheit in Bund. Die Nazarener wählten den Markus, einen gebornen Heiden, zu ihrem Bischof, und von ihm geleitet entsagten die meisten dem seit mehr als 100 Jahren beobachteten, mosaischen Gesetz, durch dieses Opfer den Zutritt zu Hadrian's Kolonie erringend.

Die wenigen, noch übrigen Nazarener blieben zu Pella, breiteten sich in Dörfern um Damaskus aus, und errichteten eine kleine Kirche zu Aleppo in Syrien. Um ihrer Armuth willen an Geist und Vermögen gab man ihnen den Spottnamen die Ebioniten, die Armen. Viele sprachen ihnen die Seligkeit ab, viele achteten sie unwerth, irgend eine Pflicht der Menschenliebe an ihnen zu erfüllen. Die Juden verwarfen sie als Abtrünnige, die Christen als Ketzer. Doch beharrten sie bis in's vierte Jahrhundert bei ihren, durch den Druck nur störrischer gewordenen Meinungen, bis nach und nach ihre Spur aus der Geschichte verschwindet. Nur die abyssinischen Christen erinnern noch an ihre Lehren. Diese Ebioniten veranlaßten sonder Zweifel die erste, feindselige Absondernng der Christen von n Juden, und die Erbitterung der erstern zeigte sich um

ſo heftiger, je kräftiger in der That die Vertheidigungsgründe der letztern waren.

Denn ſo ſprachen die Ebioniten: bekennt ihr nicht ſelber den göttlichen Urſprung des moſaiſchen Geſetzes? iſt Gott nicht ewig derſelbe Gott? kann er ändern was er einmal beſchloſſen? hat er nicht oft die ewige Dauer unſerer Religion verheißen? und geſetzt er habe ſein Gebot wiederrufen wollen, würde ein ſolcher Widerruf nicht eben ſo klar und feierlich, als vormals die Offenbarung auf Sinai geſchehen ſein? und war nicht Chriſtus ſelber ein beſchnittener Jude? hat er nicht alle jüdiſchen Feſte und Gebräuche gewiſſenhaft beobachtet? —

Der damaligen Chriſten unvollkommene Weisheit vermochte nicht, ſolche Fragen gnügend zu beantworten; darum bildete ſich eine neue Sekte, die der Gnoſtiker, welche den Knoten zerhieb, indem ſie lieber, aus der Unvollkommenheit der jüdiſchen Religion, den Schluß zog, ſie ſei nicht göttlichen Urſprunges. Als Feinde der Sinnlichkeit ſpotteten ſie über David's Liebeshändel und Salomo's Vielweiberei. Sie nannten unmenſchlich die Eroberung des Landes Canaan, die Ausrottung der argloſen Bewohner desſelben; ſie fanden jedes Blatt der jüdiſchen Annalen mit Blut befleckt. Eine Religion, ſo ſprachen ſie, die nur blutige Opfer, unbedeutende Gebräuche verordnet, deren Strafen und Belohnungen immer nur am Irdiſchen haften, kann weder Tugend lieben noch Leidenſchaften zügeln lehren. Die Schöpfungsgeſchichte entging ihrem

Spotte nicht. Ein Gott, der von einer sechstägigen Arbeit ruhen muß, die Rippe Adams, das Paradies, der Baum des Lebens, die verbotene Frucht, die redende Schlange, und endlich das Verdammungsurtheil über das ganze menschliche Geschlecht um eines Apfels willen, den die ersten Eltern gespeist — alles das bot ihnen Stoff zu vernünftelndem Unglauben. Den Gott Israels schilderten sie als Leidenschaften und Irrthümern unterworfen, launenhaft in seiner Gunst, unversöhnlich in Strafen, eifersüchtig auf abergläubische Verehrung und seine Vorsehung beschränkend auf ein einziges Volk, auf ein irdisches Leben.

Diese Gnostiker — Weise, Aufgeklärte, so nannte sie der eigene Stolz oder der Feinde Spott — waren in der That die reinsten, gelehrtesten und reichsten unter den Christen, fast alle von heidnischer Abkunft. In ihren neuen Glauben mischten sie erhabene, dunkle Lehren der orientalischen Philosophen, wodurch ihre Einbildungskraft entzügelt wurde, und sie nach und nach in mehr als 50 Sekten sich theilten. Jede derselben rühmte sich ihrer Bischöfe, Gemeinden und Märtirer. Sie breiteten sich aus in Asien und Egypten; sie hatten ihren Sitz in Rom und blühten das dritte Jahrhundert hindurch, bis im vierten oder fünften neue Meinungskämpfe und überlegene Macht sie erdrückten.

Doch so verschieden auch die Rechtgläubigen, die Ebioniten und die Gnostiker von der Verbindlichkeit des mosaischen Gesetzes denken mochten, so beseelte doch sie alle der-

ſelbe Abſcheu gegen Abgötterei, durch den die Juden vor allen Völkern der alten Welt ſich auszeichneten. Alle betrachteten den Teufel als den Urheber des Götzendienſtes. Aber dieſer Dienſt, deſſen unzählige Feſte und Gebräuche, waren ſo innig mit dem Privatleben, mit den Geſchäften und Vergnügungen des Volkes verkettet, daß der Nichtbeobachter derſelben gezwungen war, auf allen Umgang mit Menſchen, auf alle Aemter und geſellige Freuden Verzicht zu leiſten. Wenn auch die öffentlichen Schauſpiele — ein weſentlicher Theil von der fröhlichen Andacht der Heiden — mit frommem Abſcheu von den Chriſten vermieden wurden, ſo waren ſie doch bei jedem freundſchaftlichen Gaſtmahl den Verſuchungen des Satans bloßgeſtellt, wenn der Wirth, auf aller Gäſte Wohlergehen, den geheiligten Wein ausgoß. Wenn die zum Schein ſich ſträubende Braut über die Schwelle der neuen Wohnung gezogen wurde, wenn Hochzeitlieder ertönten, oder Trauergeſang den Todten zum Scheiterhaufen begleitete, ſo mußten die Chriſten von Freunden und Verwandten ſich abwenden, um der Theilnahme an abgöttiſchen Gebräuchen ſich zu entziehen. Jede Kunſt, jedes Gewerbe, das nur von ferne zu Darſtellung der Götzenbilder mitwirkte, war in ihren Augen befleckt. Selbſt Muſik, Malerei, Dicht- und Redekunſt floſſen für ſie aus unreinen Quellen. Apoll und die Muſen waren nur Werkzeuge, Homer und Virgil nur Diener des hölliſchen Geiſtes. Sogar in die Volksſprache der Griechen und Römer hatten ſo viele gottloſe Redens-

arten ſich eingeſchlichen, daß ein Chriſt dieſer Sprachen ſich bedienend, oder auch nur ſie anhörend, leicht ſündigen konnte. An öffentlichen Feſten, bei welchen ſich oft die Tugend mit dem Vergnügen paarte, wuchs die Gefahr der Gläubigen. Die Gewohnheit der Alten, an ſolchen Tagen ihre Hausthüren mit Lampen und Lorbeerzweigen, ihre Häupter mit Blumen-Kränzen zu ſchmücken, ſchien ein ſchuldloſer Gebrauch; aber — die Hausthüren ſtanden unter dem Schutz der Hausgötter, der Lorbeerbaum war dem Apoll geheiligt, und die Kränze wurden urſprünglich dem Aberglauben gewidmet. Wenn nun Landesſitte oder eine Verordnung der Obrigkeit den Chriſten verleiteten, ſolche Gebräuche mit zu machen, ſo ſtraften ihn ſein Gewiſſen, der Vorwurf ſeiner Kirche und die Furcht vor göttlicher Rache. Aus allen dem entſtand eine immer ſtrengere Abſonderung von den Heiden und ein Religionseifer, der oft in unbeſonnene Widerſetzlichkeit ausbrach. Der Widerſtand befeſtigte den Glauben, vermehrte die Beharrlichkeit und immer leidenſchaftlicher führten die Chriſten den heiligen Krieg gegen das Reich der Dämonen.

Die zweite Urſache von der Ausbreitung des Chriſtenthums war die beſtimmte Lehre von einem zukünftigen Leben. Die heidniſchen Weltweiſen, unter ihnen ſelbſt Cicero, ſchwankten in ihrem Glauben an Unſterblichkeit der Seele. Die Furcht vor dem Tode wußten viele blos durch den armſeligen Troſt zu entfernen, daß der letzte Augenblick das Ziel und Ende aller Leiden ſei. Nur

wenige Philoſophen erhuben ſich über dieſe gemeine Vorſtellungsart, nur wenige erklügelten jene gewünſchte Unſterblichkeit; aber ſie blieben Menſchen; ihre Weisheit konnte Schüler, doch ihr Anſehen nicht das Volk überzeugen. In Indien zwar, in Aſſyrien, Egypten und Gallien wurde jene große Wahrheit feſter geglaubt, denn die Prieſter bedurften ihrer, um für Tugend und Ehre die Herzen zu entflammen. Neu war ſie alſo nicht. Nur den Juden hatte Gott, aus unbekannten Gründen, ſie ganz verborgen. Erſt nachdem Cyrus ihnen vergönnt hatte, nach Paläſtina zurück zu kehren, entſtand die Sekte der Phariſäer, welche von den Morgenländern Engel, Geiſter und Schickſal, auch Strafen und Belohnungen nach dem Tode lieh, da hingegen die Saducäer nicht von dem Buchſtaben ihres Geſetzes wichen und folglich dieſe Lehren verwarfen. Unter ihren Anhängern gab es viele der reichſten und vornehmſten Juden, indeſſen die Phariſäer kräftiger auf das Volk wirkten, und für den Glauben an ein künftiges Leben bei dieſer reizbaren Nation eine ſchnelle, warme Theilnahme erweckten. Doch blieb dieſe tröſtliche Lehre immer noch unbekräftigt durch ein göttliches Anſehen. Dieſes verlieh ihm Chriſtus. Wer die Gebote des Evangeliums erfüllte, der durfte eines ewigen Daſeins ſich erfreuen. Was Wunder, daß in allen Provinzen des römiſchen Reiches die neue Religion eine günſtige Aufnahme fand? das irdiſche Leben wurde von den alten Chriſten ſo gering geſchätzt, daß wir in unſern Tagen nur ſchwache Begriffe

von ihrer Sehnsucht nach dem Himmel uns bilden können. Dazu kam noch der Glaube an das nahe, von Christus und den Aposteln verkündete Welt-Ende. Es sollte erscheinen, ehe noch das lebende Geschlecht in's Grab gesunken wäre. Es ist nicht erschienen. Doch so lange jener Glaube währte, brachte er die heilsame Wirkung hervor, daß die Christen — jeden Augenblick dem letzten Gericht entgegen sehend — durch Furcht und Hoffnung um so fester an ihre Religion gefesselt wurden.

Auch die fast allgemein verbreitete Lehre vom tausendjährigen Reiche beförderte den Wachsthum des christlichen Glaubens. Nach den sechs Schöpfungstagen sollte die Welt, wie sie damals war, sechstausend Jahre zählen, und dann ein freudenvoller Sabbath von tausend Jahren folgen, wo Christus, in Gesellschaft der Auserwählten, bis zu der letzten allgemeinen Auferstehung auf dem Erdboden herrschen würde. Da erbaute die Einbildungskraft der Gläubigen ein neues Jerusalem von Gold und köstlichen Steinen, umgab es mit Korn und Wein im Ueberfluß und träumte sich ein herrliches Leben; bis das vollendete Gebäude der Kirche der morschen Stützen nicht mehr bedurfte. Dann erst suchte man Allegorien in jenen Träumen der Kirchenväter und endlich nannte man sie gar Ketzerei oder Schwärmerei.

Während den Jüngern Christi alle jene Herrlichkeiten verkündigt wurden, bedrohte man Rom — das mystische Babylon — mit dem Untergang durch Feuer und Schwe-

fel, Hunger und Peſt; Kometen und Sonnenfinſterniſſe, Erdbeben und Ueberſchwemmungen ſollten vorausgehen, dann die Flammen Alles verzehren und das neue Jeruſalem aus den Trümmern hervorſteigen. Die Erfüllung dieſer Prophezeiung erwarteten die Chriſten mit Zuverſicht und betrachteten jedes, dem Reiche zugeſtoßene Unglück als einen Vorboten von der Welt Ende.

Die Furcht vor den hölliſchen, unvermeidlichen Qualen, mit welchen die Chriſten alle Götzendiener bedrohten, mag auch Manchen derſelben ihren Gemeinden zugeführt haben. Sie ſchilderten dieſe Qualen oft mit rachgieriger Schadenfreude: »Ihr liebt die Schauſpiele,« rief Tertullian, »harret nur des letzten, größten Schauſpiels, des ewigen Weltgerichts! Wie werde ich dann lachen und mich hoch erfreuen, wenn die ſtolzen Fürſten und die falſchen Götter im Abgrund heulen und winſeln; wenn die Obrigkeiten, die uns verfolgten, in heftigerer Glut verzehrt werden, als ſie gegen die Chriſten angeſchürt; wenn die Philoſophen und ihre betrogenen Schüler in feuerrothen Flammen ſchamroth brennen; wenn die berühmten Dichter, nicht vor Minos, ſondern vor Chriſtus zittern u. ſ. w.« Mit der fühlloſeſten Witzelei wurden auf ſolche Weiſe die ehrwürdigſten, tugendhafteſten Heiden dem Teufel zu ewigen Martern überliefert. Mitleidige Chriſten ſuchten dieſe Qualen von heidniſchen Verwandten und Freunden abzuwenden, indem ſie die Ueberredungskraft der Liebe, der Furcht und des frommen Eifers zu ihrer Be-

kehrung aufboten. Mancher Heide, dem sonst nie ein Zweifel in den Sinn gekommen, vermochte den öftern Versuchen zu Erschütterung seines Glaubens nicht zu widerstehen, und wenn er nur erst einmal den Gedanken faßte: es sei doch möglich, daß die christliche Religion Wahrheit predige; so war er auch bald ganz gewonnen.

Die dritte Ursache des Wachsthums der Christenheit war der Glaube an die wunderthätige Macht der ersten Kirche. Die Gabe der Sprachen, der Geschichte und Weissagungen, die Kraft den Teufel auszutreiben, Kranke zu heilen, Todte zu erwecken, wurden von den Aposteln und ihren Nachfolgern in Anspruch genommen; göttliche Eingebungen und Erscheinungen nicht blos Bischöfen, sondern allen Gläubigen, Weibern, Greisen und Knaben zugeschrieben. Die Austreibung der Teufel war ein sehr gewöhnlicher Triumph der christlichen Religion, und geschah fast immer in Gegenwart zahlreicher Zuschauer. Man zwang den Teufel, selber zu bekennen, daß er Einer von den fabelhaften Göttern des Alterthums sei. Selbst die Auferweckung der Todten war, noch gegen das Ende des zweiten Jahrhunderts kein ganz seltenes Schauspiel; es wurde durch strenge Fasten und vereintes Gebet der Kirche bewirkt. Fast scheint unglaublich, daß dennoch manche verstockte Philosophen in ihren Zweifeln beharrten. Ein edler Grieche versprach dem Bischof von Antiochien, Theophilus, alsobald ein Christ zu werden, wenn man nur einen vom Tode wirklich erweckten, Menschen ihm zeigen

würde. Es ist merkwürdig, daß dieser Prälat der ersten morgenländischen Kirche, der um die Bekehrung seines Freundes so hoch bekümmert war, doch für besser hielt, eine so ehrliche, vernünftige Aufforderung abzulehnen.

Es hat auch in spätern Zeiten Zweifler genug an den gerühmten Wundern gegeben, aber die neugierigsten und leichtgläubigsten unter den Heiden traten gern zu einer Gemeinde, der diese Gabe verliehen war, und die ersten Christen — auf mystischem Boden einherschreitend und durch Uebung längst gewöhnt, das Außerordentlichste zu glauben — kämpften oft mit Dämonen oder wurden durch Erscheinungen gestärkt, oder erlebten noch größere Wunderdinge, welche sie laut verkündeten und ihre eigene Ueberzeugung dem erschütterten Zuhörer mittheilten.

Vielleicht nicht minder wirksam war die vierte Ursache: die reine strenge Moral der Christen. Sie entsprang freilich wohl zuerst aus der göttlichen Lehre, die, den Verstand erleuchtend, auch das Herz reinigte; aber es gab noch zwei Bewegungsgründe, die zu einem tugendhaften Leben sie anreizen mußten: die Reue über begangene Sünden, und das löbliche Verlangen, den Ruhm ihrer Gemeinde zu erhöhen. Es ist ein alter Vorwurf, daß oft die ärgsten Verbrecher, die in den Tempeln ihrer Götter keine Verzeihung hoffen durften, zu den Christen flohen und die Schande ihres vorigen Lebens durch das Taufwasser abwuschen. Viele der größten Heiligen waren vor ihrer Taufe die größten Sünder. Nach dem Beispiel

ihres göttlichen Meiſters wandten ſich die Boten des Evangeliums oft an Männer, beſonders auch an Frauen, deren Gewiſſen unter der Laſt ſchwerer Verbrechen ſeufzte. Dieſe, bekehrt, widmeten ſich einem reuevollen Leben, und das Streben nach chriſtlicher Vollkommenheit wurde die Leidenſchaft ihrer Seele.

Eine kleine, von der herrſchenden Religionspartei argwöhniſch beobachtete Gemeinde mußte um ſo ſtrenger über die Reinigkeit des Wandels ihrer Neubekehrten wachen; ein Jeder theilte Ruhm oder Schande derſelben. Durch ihre Abſondrueng gewöhnten ſich die erſten Chriſten an die ſtillen, häuslichen Tugenden; im Handel und Wandel ſuchten ſie (gleich unſern Herrenhutern) den Ruf der Redlichkeit zu erlangen. Die Verachtung der Welt übte ſie in Demuth, Sanftmuth und Geduld. Verfolgung knüpfte ſie nur feſter an einander. Ihr argloſes Vertrauen blieb nicht unbemerkt und wurde nicht ſelten gemißbraucht. Mit edlem Bewußtſein durften ſie in Bithynien, vor dem Richterſtuhl des jüngern Plinius, ſich rühmen, daß ein feierliches Gelübde vor allen, die Ruhe ſtörenden oder das Eigenthum gefährdenden Verbrechen ſie behüte, und mit gerechtem Stolz durfte Tertullian, noch faſt hundert Jahre ſpäter, erinnern, daß, außer den Märtirern, nur ſehr wenige Chriſten durch Henkers Hand gefallen wären.

Die Kirchenväter — oft die ſtrengen Gebote Chriſti und ſeiner Apoſtel im buchſtäblichſten Sinne faſſend — trieben die Pflichten der Selbſtverläugnung, der Reinigkeit und

Geduld zu einer für die Menſchheit kaum erreichbaren Höhe. Alles das mußte nothwendig dem Volke Ehrfurcht einflöſſen.

Ein von der Vernunft geregelter Hang zum Vergnügen und Liebe zur Thätigkeit ſcheinen vereint die Quelle des menſchlichen Glückes zu bilden; da hingegen ein unempfindliches, unthätiges Gemüth weder ſich noch Andern Freude oder Nutzen ſchafft. Aber es war ja auch nicht dieſe Welt, in der die Chriſten jenes Glück ſuchten; darum verdammten ſie alle Ergetzlichkeiten, und verachteten jede weltliche Kenntniß. Der Gebrauch der Sinne wurde ſündlich, ſobald eine Spur von Vergnügen ſich dazu geſellte. Der fromme Chriſt mußte ſein Ohr der Harmonie der Töne verſchließen, und an vollendeten Kunſtwerken gleichgiltig vorübergehen. Zierliche Kleidung, Wohnung oder Hausgeräth galten für verdammlichen Hochmuth. Nur ein weißes Gewand war vergönnt; falſches Haar erregte Unwillen; muſikaliſche Inſtrumente, ſilberne und goldene Gefäße, auch Federkiſſen wurden verbannt, die letztern weil Jakob auf einem Stein geruht. Weißes Brot, fremde Weine blieben dem Chriſten verſagt; er mußte ſich der öffentlichen Begrüßung und des Gebrauchs der warmen Bäder enthalten; er durfte ſeinen Bart nicht abnehmen, weil ſolches, nach Tertullian's Behauptung, eine Lüge gegen unſer eigenes Antlitz und ein gottloſer Verſuch iſt, die Werke des Schöpfers zu meiſtern. Freilich überließen in ſpätern Zeiten die höhern Stände ſolche Strenge den heiliger ſich

Dünkenden, das hieß gewöhnlich den Aermern, die, was ſie entbehren mußten, ſich gern als Tugend anrechneten: Gleich den Sitten der erſten Römer wurden die der erſten Chriſten durch Armuth und Unwiſſenheit geſchützt.

Aus dem Abſcheu der Kirchenväter gegen die Sinnlichkeit entſprang auch ihre oft unſinnige Keuſchheit. Wäre Adam dem Schöpfer gehorſam geblieben — meinten ſie — ſo würde der Stand jungfräulicher Unſchuld immerwährend ſein Los geweſen und die Fortpflanzung auf eine minder bedenkliche Weiſe geſchehen ſein. Der Eheſtand war ihnen blos eine nothwendige Unvollkommenheit des gefallenen Menſchen, ein ſchwacher Zügel gegen Ausſchweifungen; ſie ſchrieben ihm die ſeltſamſten Geſetze vor, die ein Theil der Leſer nicht ohne Lächeln, ein anderer nicht ohne Schamröthe würde leſen können. Nur eine erſte Ehe hielten ſie für erlaubt und unauflöslich, ſelbſt durch den Tod; die zweite nannten ſie geſetzlichen Ehebruch. Wer ſolches Aergerniß gab, dem wurden Ehrenſtellen und Almoſen der Kirche verſagt. Eheloſigkeit wurde die nächſte Stufe zu einer himmliſchen Vollkommenheit. Rom zählte nur ſechs Veſtalinnen und hatte noch Mühe genug ihre Keuſchheit zu bewachen, unter den erſten Chriſten hingegen gab es eine große Menge, die das Gelübde einer ewigen Enthaltſamkeit freudig ablegte, und, wie man verſichert, auch hielt. Einige wenige, unter ihnen der gelehrte Origenes, die der Herrſchaft über ihre Sinne nicht mächtig genug ſich glaubten, vertilgten für immer, trotz der Schmerzen und Gefahr, die

Möglichkeit zu sündigen. Aber Jungfrauen, unter dem warmen afrikanischen Himmelsstriche, hielten es für schimpflich, der Versuchung auszuweichen; sie theilten ihr Bett mit Priestern und Diakonen, sich rühmend, mitten in den Flammen unversehrt geblieben zu sein. Freilich behauptete bisweilen die verhöhnte Natur ihre Rechte zu großem Aegerniß der frommen Asceten; so nannte man jene Märtirer, die keinen andern Zweck des Lebens kannten, als ihr Fleisch zu kreuzigen. Ihnen ersetzte der geistliche Stolz die Vergnügungen der Sinnlichkeit. Die unbefleckten Bräute Christi wurden in Reden und Schriften hoch erhoben, und hier finden wir die ersten Spuren der Grundsätze, aus welchen das Mönchthum entsprang.

Das Gebot, welches den Christen auferlegt, alles Unrecht zu dulden und zu vergeben, machte ihnen jeden Krieg zum Gräuel. Der Glanz obrigkeitlicher Aemter stand im Widerspruch mit der christlichen Einfalt. Sie gehorchten den heidnischen Obrigkeiten, aber sie wollten nimmer Theil an bürgerlicher Verwaltung oder bewaffneter Vertheidigung des Reiches nehmen, wodurch sie freilich den Vorwürfen, auch wohl der Verachtung der Heiden sich blos stellten. Welches Schicksal würde das Reich bedrohen, fragten diese, wenn, von allen Seiten, durch Barbaren angegriffen, jeder Unterthan solche Gleichgiltigkeit gegen das öffentliche Wohl bewiese? — Aber wenn die Christen solche Fragen nicht genügend beantworten konnten, so trösteten sie sich im Stillen mit der Ueberzeugung, daß ohnehin der letzte Tag

bald anbrechen und allen Regierungen, wie allen Kriegen, ein Ende machen werde.

Endlich die fünfte Urſache, welche den Wachsthum des Chriſtenthums mächtig beförderte, war die Einigkeit und Kirchenzucht der chriſtlichen Republik, durch welche nach und nach ein Staat im Staate errichtet wurde. Die Thätigkeit, welche die erſten Chriſten in Weltgeſchäften zu üben verſchmähten, trugen ſie bald, ſammt allen daraus entſpringenden Leidenſchaften, auf die Regierung der Kirche über, mit der dann auch die zeitliche Regierung des chriſtlichen gemeinen Weſens verbunden war. Sicherheit, Ruhm und Vergrößerung ihrer Geſellſchaft erweckten auch in den andächtigſten Gemüthern einen Gemeingeiſt, dem der erſten Römer gleich, und bisweilen mußte der Zweck die Mittel heiligen. Das Trachten nach Aemtern und Ehrenſtellen verbarg ſich hinter dem Eifer für das allgemeine Beſte. Die empfohlene Schlangen-Klugheit verdrängte nicht ſelten die Tauben-Einfalt, und die Leidenſchaften der Führer der Gemeinde wurden oft noch bitterer und ſtörriſcher durch den Einfluß ihres geiſtlichen Stolzes oder Eifers. Unter den Apoſteln herrſchte völlige Gleichheit und Freiheit der Kirche. Nur durch das Band des Glaubens und der Liebe waren die verſchiedenen Gemeinden mit einander verknüpft. Den Mangel der Kirchenzucht und weltlichen Gelehrſamkeit erſetzten gelegentlich die Propheten, das heißt, Alle, ohne Unterſchied des Alters oder Geſchlechts, die ſich berufen fühlten, in den Verſammlun-

gen aufzutreten, den Gottesdienſt plötzlich zu ſtören, und die empfangenen Gaben des heiligen Geiſtes mitzutheilen. Allein ihr Hochmuth und übelverſtandener Eifer, veranlaßte nicht ſelten, z. B. in der Kirche zu Korinth, anſtößige Unordnungen. Da ſetzte man an ihre Stelle die Biſchöfe und Aelteſten, zwei Benennungen anfangs gleich bedeutend. Das Wort Presbyter bezeichnete Alter, Ernſt und Weisheit; der Titel Biſchof die Aufſicht über Glauben und Sitten der Chriſten. Bald aber ſchien es nothwendig, die Biſchöfe zu Vorſitzern der Aelteſten zu ernennen und ihnen wenigſtens das Recht der Stimmenſammlung und Vollſtreckung der Beſchlüſſe einzuräumen. So erhoben ſich nach und nach die Biſchöfe über die Aelteſten und verwalteten Zeitlebens das anvertraute Amt; allein noch fern von dem Prunke, der in ſpätern Zeiten dieſe Würde umgab. Geiſtlich, doch auch mitunter weltlich, war ihre Gerichtsbarkeit. Sie verwalteten die Kirchenzucht und Sakramente; ſie wachten über die unendlich zahlreicher werdenden Religionsgebräuche; ſie weihten die Kirchendiener; in ihren Händen lag der öffentliche Schatz; ſie ſchlichteten alle die Streitigkeiten, welche man vor abgöttiſche Obrigkeiten zu bringen Bedenken trug. Doch waren ſie noch immer nur die Erſten unter ihres Gleichen, die geehrten Diener eines freien Volks; die ganze Gemeinde wählte ſie unter den Aelteſten.

Das währte länger als hundert Jahre nach dem Tode der Apoſtel. Jede Gemeinde bildete für ſich eine kleine, un-

abhängige Republik, nur durch Briefe oder Boten ſich freundlich beſchickend und beſprechend. Es gab noch keinen Mittelpunkt, keine oberſte Macht, keine geſetzgebende Verſammlung. Als aber die Zahl der Gläubigen ſich mehrte, gewahrte man den Vortheil, der aus einer engern Verbindung entſpringen mußte. Da entſtanden zu Ende des zweiten Jahrhunderts die Provinzialſynoden in den Kirchen Griechenlands und Aſiens, vermuthlich nach dem Muſter der Amphiktyonen oder des achäiſchen Bundes. Jährlich im Frühling und Herbſt verſammelten ſich die Biſchöfe der verſchiedenen Kirchen in der Hauptſtadt der Provinz; von den Aelteſten unterſtützt, von zahlreichen Zuhörern in Schranken gehalten, rathſchlagten ſie über wichtige Streitigkeiten in Sachen des Glaubens oder der Kirchenzucht. Man ſetzte mit Recht voraus, daß der heilige Geiſt über eine ſo ehrwürdige Verſammlung ſich in reichem Maße ergieße; daher wurden ihre Beſchlüſſe, Kanon's genannt, mit Ehrfurcht und Gehorſam aufgenommen. Die Einrichtung der Synoden, dem Wohl des Ganzen wie dem Ehrgeiz Einzelner günſtig, verbreitete ſich ſchnell im ganzen Reiche. Die Provinzial-Concilien traten durch Briefwechſel in Verbindung mit einander, und die katholiſche Kirche gewann Form und Stärke einer großen, verbündeten Republik. Die Gewalt der Biſchöfe dehnte ſich willkürlich aus; ewig verbunden unter ſich, nach gleichem Ziele ſtrebend, griffen ſie die urſprünglichen Rechte der Gemeinden an, verwandelten nach und nach die Ermahnun-

gen in Befehle, ſtreuten Samen künftiger Anmaßungen aus, und erſetzten die Vernunft durch Allegorien und Redekünſte. Die Macht der Fürſten und Obrigkeiten nannten ſie irdiſch vergänglich, nur die des Biſchofs göttlich, ewig. Sie waren die Statthalter Chriſti, die Nachfolger der Apoſtel, die myſtiſchen Stellvertreter der Hohenprieſter des alten Teſtaments. Nicht mehr das Volk, nicht mehr die Geiſtlichen, nur ſie beriefen zum Prieſterthum. Wenn ſie auch noch bisweilen die Aelteſten zu Rathe zogen, ſo ließen ſie dabei bemerken, daß es freiwillig aus Herablaſſung geſchehe. Das höchſte Anſehen räumten ſie zwar den Kirchenverſammlungen ein, doch Jeder in ſeinem Sprengel forderte von ſeiner Herde einen ſo blinden Gehorſam, als ob er wirklich ein Hirt über Schafe wäre. Alles das geſchah nicht ohne Widerſtand auf der einen, nicht ohne Gewalt auf der andern Seite, aber die Biſchöfe ſiegten durch die Thätigkeit ſolcher Männer, die, ſo wie Cyprian zu Karthago, die Ränke des ehrgeizigſten Staatsmannes mit den Tugenden des Heiligen und Märtirers zu verbinden wußten.

Aehnliche Urſachen führten nun auch eine Rangordnung unter den Biſchöfen, ein höheres oder geringeres Anſehen ihrer Gerichtsbarkeiten ein. Die Biſchöfe der Hauptſtadt wurden beſtändige Vorſitzer in den Concilien der Provinzen, und brüſteten ſich ſchon mit den Titeln Metropolit, Primas. Auch unter dieſen erhub ſich wiederum Einer über den Andern, je nachdem ſein biſchöflicher Sitz

durch weltliche Ehre, durch Zahl und Wohlſtand der Einwohner, durch die Menge der gelieferten Heiligen und Märtirer, oder durch eine lang bewahrte Rechtgläubigkeit ſich auszeichnete. Es war leicht vorauszuſehen, daß Rom in allen dieſen Hinſichten gar bald den erſten Rang und mit ihm Anſpruch auf Gehorſam behaupten würde. Die dort befindliche Gemeinde war die zahlreichſte und älteſte im Abendlande, von zweien der vornehmſten Apoſtel und Märtirer geſtiftet. Man räumte ihrem Biſchofe ohne Widerſpruch die erſte Stelle in der Verſammlung ein. Doch deſſen Oberherrſchaft über die Kirche wurde lange und heftig beſtritten, beſonders durch Cyprian, der, in Verbindung mit ſeinen morgenländiſchen Brüdern, ſtandhaft und glücklich gegen die Anmaßungen des römiſchen Biſchofs kämpfte. Wenn in dieſem Kampfe kein Blut vergoſſen wurde, ſo hinderte ſolches nur die Schwäche der ſtreitenden Parteien. Scheltworte und Bannſtrahlen waren ihre Waffen, von beiden Theilen mit unchriſtlicher Wuth geſchleudert.

Aus dem Wachsthum des geiſtlichen Anſehens entſprang nun auch der den Griechen und Römern völlig unbekannte Unterſchied zwiſchen Geiſtlichen und Laien. Zwar wurde die Herrſchſucht der Erſtern noch durch keine weltliche Macht unterſtützt, allein ſie hatten ſich ſchon der beiden ſtärkſten Hebel der Regierung bemächtigt, der Belohnungen und Strafen. Die Freigebigkeit der Gläubigen und ihre andächtige Furcht waren beider Quellen.

Die Gemeinſchaft der Güter, Plato's ſchöner Traum, war der erſten Kirche Schmuck, doch nicht lange. Die Neubekehrten legten ihre irdiſchen Güter fröhlich in die Hände der Apoſtel, und begnügten ſich, bei allgemeiner Spende mit gleichem Antheil. Doch nur die Apoſtel konnten eine ſolche Einrichtung in ihrer Reinheit erhalten. Mißbrauch war unvermeidlich. Darum blieben in der Folge die Neubekehrten im Beſitz ihrer Güter, und lieferten blos freiwillige Beiträge nach Maßgabe ihrer Kräfte, doch fand man erſprießlich, das moſaiſche Geſetz vom Zehnten, als ein noch beſtehendes, einzuſchärfen, hinzufügend: daß es den Chriſten gezieme, auch in der Freigebigkeit die Juden zu übertreffen. Dieſe Ermahnung blieb nicht ohne Frucht, und manche Kinder wurden zu Bettlern, weil ihre Väter Heilige geweſen waren. Der Kirchenſchatz mehrte ſich. Zwar verbot ein römiſches Geſetz, liegende Gründe, ohne des Kaiſers oder des Senats ausdrückliche Erlaubniß, beſondern Geſellſchaften zu ſchenken oder zu vermachen, allein es wurde umgangen oder bisweilen aufgehoben, denn ſchon unter Alexander Severus durften die Chriſten Ländereien im römiſchen Gebiet beſitzen, und noch vor Ablauf des dritten Jahrhunderts beſchenkte man ſie, in den großen Städten des Reiches, mit den anſehnlichſten Gütern. Dieſe verwalteten die Biſchöfe nur zu oft mit Untreue. Der Eine verſchwendete, der Andere wucherte. Wem aber ſeine Pflichtenerfüllung am Herzen lag, der beſoldete zuerſt die Kirchendiener, beſtritt die Koſten des

öffentlichen Gottesdienstes und die der sogenannten Liebesmahle (Schmausereien, die einen sehr angenehmen Theil der Gottesverehrung ausmachten) und, was übrig blieb, war der Armen heiliges Eigenthum, wobei minder das Verdienst als die Noth des Empfängers in Betrachtung gezogen wurde. Diese Wohlthätigkeit, selbst von Heiden gepriesen, bekehrte Manche schneller als die neue Lehre.

Die Strafe der Kirche war ihr Bann. Der Christ, gegen den er ausgesprochen wurde, ging verlustig aller Ansprüche auf die Gaben und Opfer der Gläubigen. Die Bande der Liebe und Freundschaft wurden gelöst, und das Paradies verschlossen. Wenn man die Reuigen wieder aufnahm, so mußten sie, durch Fasten ausgemergelt, mit einem Sack bekleidet, vor den Thüren der Versammlung liegen, ihre Schuld laut bekennen, und mit Thränen um Vergebung flehen, oft mehrere Jahre lang. Wer einen Rückfall sich zu Schulden kommen ließ, den traf der Ausspruch einer ewigen Verdammniß. Um dieses fürchterliche Urtheil zu verwirken, war es in Spanien unter andern schon genug, einen Priester verleumdet zu haben.

Zu diesen fünf Haupturſachen, welche ohne alle Wunder die Fortschritte des Christenthums auffallend begünstigten, mögen noch als mitwirkend gezählt werden: der laue Götzendienst; die Zweifelsucht der heidnischen Welt; der unter allen ihren Ständen eingerissene Unglaube; das Bedürfniß der zur Frömmigkeit Geneigten, den leeren Platz in ihren Herzen mit würdigern Gegenständen aus-

zufüllen; die Leichtigkeit, mit welcher die Prediger des Evangeliums auf den von den Römern gebahnten Straßen von einem Ende des Reiches bis zum andern reisen konnten; die Sicherheit, deren sie in einem solchen Staate genossen; und selbst die Verachtung der aufgeklärtesten Römer, welche die neue Sekte keiner Aufmerksamkeit, daher auch keiner Verfolgung würdigten. Fast möchte es also scheinen, daß nicht vonnöthen sei, des Himmels Wunderkraft in einer Sache zu bemühen, die, aus der Verkettung aller Umstände, sich so genügend erklärt.

Die Amazonen.

Es ist wohl kein Wunder, daß die Existenz der Amazonen, die vor mehreren tausend Jahren gelebt und geherrscht haben sollen, noch immer so zweifelhaft ist, da man sogar vor kurzem noch darüber gestritten, ob unser Zeitgenosse, der berühmte Chevalier d'Eon, eine Mannsperson oder ein Frauenzimmer gewesen. Vor 115 Jahren untersuchte ein Philosoph und Arzt, Petrus Petitus, mit großem Ernst in einer lateinischen, sehr gelehrten Disputation, ob wirklich jemals das Zwittergeschlecht der Amazonen vorhanden gewesen? und entschied zu dessen Gunsten. Eine Thatsache, von der die ganze Welt gesprochen und geschrieben, könne, so meint er, nicht ganz grundlos sein. Derselbe Beweis würde auch für die Existenz der Wunder und der Ge-

ſpenſter gelten. Er hätte lieber das Beiſpiel der Saporoger Koſacken für ſich anführen ſollen, denn wenn es Männer gab, die ſich ohne Weiber beholfen, warum nicht auch Weiber, die der Männer entbehren könnten?

Strabo läugnete die Exiſtenz der Amazonen, weil es höchſt unwahrſcheinlich ſei, daß eine Republik von Weibern ſo lange beſtehen, glückliche Kriege führen, und ſogar weit ausſehende Unternehmungen veranſtalten könne. Dieſer Grund iſt weit vernünftiger als der eines gewiſſen Palä-phatus, welcher die Amazonen blos deswegen aus dem Buche der Lebendigen ſtreichen will, weil man jetzt keine mehr findet; denn Alles, was vormals geſchehen ſei, geſchehe auch noch und werde in alle Ewigkeit geſchehen. Noch lächerlicher iſt ſeine Behauptung, die Amazonen wären verkappte Soldaten geweſen. Eher möchte man vermuthen, jene ſeltſame Republik habe zwar aus einer Miſchung von Männern und Weibern beſtanden, doch ſo, daß die Weiber geherrſcht, und auch ſogar im Kriege kommandirt hätten. Weiber als Generale möchten wohl leicht vor weibiſchen Generalen den Vorzug verdienen, und es iſt eine große Frage, ob Magdeburg und Stettin ſich ſo leicht ergeben hätten, wenn ſie von Weibern wären vertheidigt worden. Plinius und Pomponius Mela erwähnen allerdings eines ſcythiſchen Volkes, wo die Weiber die Männer beherrſchten (das Volk der Sauromaten), und das, ſagen ſie, war das Reich der Amazonen. Hippokrates ſpricht auch von dieſem Völkchen, und

fügt einen Umſtand hinzu, der das Räthſel der weiblichen Tapferkeit ſo ziemlich löſt. Es gab nämlich ein Geſetz, welches jedes Mädchen zur Jungfrauſchaft verdammte, bis es eigenhändig drei Feinde erlegt hatte. Dann erſt wurde die Heldin verheirathet, und war der damaligen Konſkription nur im höchſten Nothfalle unterworfen. Dieſes Mittel ſcheint allerdings klug gewählt, um tapfere Soldatinnen zu bilden. Es gleicht dem, deſſen ſich die alten Bewohner der Inſel Majorka bedienten, um ihre Kinder zu geſchickten Bogenſchützen zu machen; ſie hingen das Frühſtück dieſer Kinder an einen Baumaſt, von wo ſie es ſelbſt mit ihren Pfeilen herunter ſchießen mußten. Jener Petrus Petitus, der Philoſoph, läugnet nicht geradezu, daß es auch Männer unter den Amazonen gegeben, er meint aber doch, dieſe Weiber müßten zu einer gewiſſen Zeit eine unvermiſchte Republik gebildet haben, und beruft ſich auf eine Stelle im Juſtin, welche den Urſprung dieſes Staates erzählt, und endlich auf ein Zeugniß des Aeneas Sylvius, welcher verſichert, daß in Böhmen ſieben Jahre lang eine Amazonen-Republik unter Anführung der tapfern Valaſca exiſtirt habe. Auch Cardanus ſpreche von einem ſolchen Reiche in der neuen Welt. Natürlich vergißt er den Amazonen-Fluß in Amerika nicht, und erwähnt auch eines ähnlichen Staates in Afrika, wo die Weiber zwar dann und wann Umgang mit den Männern der benachbarten Völker pflegen, aber alle Knaben, die ſie gebären, tödten. Er citirt ferner einen portugieſiſchen Jakobiner, Johann

dos Santos, der in Aethiopien Amazonen gefunden haben will; er citirt auch Thevenot, der, in seinen Nachrichten von Mingrelien, versichert, es gebe in den kaukasischen Gebirgen kriegerische Weiber, die sich oft mit den Kalmucken herum schlagen. Er fühlt aber doch am Ende, daß alle diese Beweise noch nicht hinreichen, darum fügt er deren noch philosophische und naturhistorische hinzu. Das Klima im Lande der Amazonen soll vorzüglich ihre Tapferkeit befördert haben. (Warum denn nicht auch die der Männer?) Richtiger vermuthete er sonder Zweifel, wenn er den Grund derselben in der Erziehung sucht. Wer weiß, was geschehen würde, wenn Plato's Republik einmal irgendwo zu Stande käme, und man die Kinder beiderlei Geschlechts auf gleiche Weise gymnastisch übte.

Herr Petrus Petitus strebt die Ursachen zu erforschen, warum man Plato's Ideen noch nirgend realisirt habe? und meint, es sei aus drei Gründen nicht geschehen: Erstens, weil schon bei der jetzigen Erziehung die Weiber nur allzugeneigt zum Herrschen wären, und ihren Männern oft die Köpfe warm genug machten. Zweitens, weil sie, das Kriegsgewand anziehend, wohl leicht die Scham ausziehen möchten, und ihre Treue noch unverbürgter als bisher bliebe. Drittens, weil die Männer sich den Genuß ihrer Reize nicht haben schmälern wollen, die freilich beim marschiren, bivouaquiren und scharmuziren nicht wenig leiden würden. Im zweiten Theile dieser Dissertation erfahren wir, wie die Amazonen sich gekleidet

und bewaffnet. Auf einigen Medaillen erblickt man sie in männlicher Kleidung, auf andern in weiblicher. Einige Schriftsteller haben behauptet, sie hätten sich die rechte Brust durch Feuer vertilgt, andere, sie hätten nur deren Wachsthum gehemmt und in der Schlacht sie entblößt. Der Verfasser ist nicht der drolligen Meinung des Hyppokrates, welcher sagt, das sei geschehen, damit diejenige Nahrung, welche sonst der Brust bestimmt war, dem rechten Arm zu gute komme und ihn stärkte. Wenn die Amazonen ihre Knaben nicht todtschlugen, so verbogen sie ihnen doch wenigstens die Beine, um dann die heranwachsenden Krüppel leichter in der Unterwürfigkeit zu erhalten. Einst führten sie Krieg mit den Scythen; diese wünschten den Zwist gütlich beizulegen, und glaubten, ihre schönen Feindinnen bei der schwachen Seite zu fassen, wenn sie ihnen vorstellten, daß sie, nach erneuerter Freundschaft, von wohlgebauten Männern würden geliebkost werden. Allein die Amazonen antworteten höhnisch: »Die Lahmen sind recht tüchtige Männer;« eine Aeußerung, welche nachher unter den Griechen zum Sprichwort wurde. Nachdem der Verfasser nun noch die Waffen seiner Heldinnen durch verschiedene Medaillen bestimmt, auch jene geheimnißvollen Schilde beiläufig erklärt hat, welche die Römer ancylia nannten, so kommt er auf die Geschichte der vornehmsten kriegerischen Unternehmungen der Amazonen; ihren Angriff des Königs Priamus; die Hilfstruppen, die sie während der Belagerung von Troja ihm zuführten, und der Einfall in Attica,

um ſich an Theſeus zu rächen, der die Antiope entführt hatte. Ihre Expedition nach der Inſel des Achilles an der Mündung der Donau iſt ein Mährchen des Philoſtrat und gereicht ihnen nicht zum Ruhme, denn er ſchildert ſie ſo gottlos, als man ſchwerlich das ſchöne Geſchlecht ſelbſt unter den Waffen ſich denken kann. Auch Apollonius beſchreibt ſie als Teufelskinder, oder als die Pariſer Hallenweiber während der Revolution.

Bei Aufſuchung der Denkmähler, welche das ehemalige Daſein der Amazonen beweiſen ſollen, hat der Verfaſſer großen Fleiß und Gelehrſamkeit verſchwendet. Er ſpricht von ihrer Hauptſtadt Themiſcira, in Cappadocien an einem Fluſſe Thermodon gelegen. Epheſus und deſſen erſten Dianen-Tempel ſollen ſie erbaut haben; auch erzählt Dionyſius Afer, ſie hätten dieſer Göttin einen Tempel auf dem abgehauenen Stamme einer Ulme errichtet. Ferner ſollen Smyrna, Thiatira, Cuma, Magneſia von ihnen gegründet worden ſein, welches der Verfaſſer aus mehreren, in ſeinem Werke abgebildeten Medaillen zu beweiſen ſucht. (Ein gewiſſer Peter Menétrier hat, nach Erſcheinung dieſer Diſſertation, den ſchlauen Gedanken geäußert, daß das Götzenbild der Diana von Epheſus wohl nur deswegen mit ſo vielen Brüſten geziert geweſen, weil ihr die Amazonen ihre abgeſchnittenen Brüſte geopfert hätten.) Nachdem Herr Petrus Petitus noch zuletzt von den Grabmählern der Amazonen, und von den Urſachen Bericht erſtattet, warum ſie lauter griechiſche Namen ge-

führt, ſchließt er mit der berühmten Reiſe der Thaleſtris zu Alexander's Heere, an der er keineswegs zweifelt. Warum ſollte man überhaupt daran zweifeln, daß es wirklich einmal einen Amazonen-Staat gegeben? ich glaube, man hat bisher blos in den Vermuthungen gefehlt, auf welche man ihren Urſprung gründen wollte. Dieſen denke ich mir ſo:

Es gab eine Zeit, wo die Männer unaufhörlich Eroberungskriege führten, ihre Heere nach und nach unmäßig vergrößerten, Alles zur Schlachtbank ſchleppten, was ſechzehn Jahre und darüber zählte, und endlich dadurch eine ſolche Entvölkerung bewirkten, daß die Weiber das Feld bauen und ſich den härteſten Arbeiten unterziehen mußten. Als dieſe nun gewahr wurden, daß ſie den Männern an Zahl unendlich überlegen waren, ſo beſchloſſen ſie in einer Verſchwörung, jenen Raſenden das Heft zu entwinden, künftig ſelber zu regieren, und, wenn es die Noth erheiſche, auch ſelber Krieg zu führen; überzeugt, daß es dann weit vernünftiger und weit menſchlicher in der Welt hergehen werde. Der Erfolg lehrte, daß ſie ſich nicht geirrt hatten. Gleiche Urſachen bringen gleiche Wirkungen hervor. Wer weiß, ob wir nicht bald die Entſtehung eines neuen Amazonenreiches erleben werden.

Quodlibet.

Unter den neueſten merkwürdigen Rechtshändeln, die jetzt heftweiſe in Paris erſcheinen, findet ſich auch einer, der Schauder erreget. Ein Jüngling wird eines ſchwarzen, abſurden und phyſiſch unmöglichen Verbrechens angeklagt, und — zum Tode verurtheilt. Claude Vuillaume, aus dem Arrondiſſement von Toul, ſoll ſeine Frau umgebracht haben. Ein Pächter, bei dem er diente, und der ihm wohl wollte, hatte ihn mit einer reichen, aber ſchon ziemlich betagten Witwe verheirathet. Die Ehe war freilich nicht glücklich, denn es gab Stürme der Eiferſucht, und man ſprach ſchon von Trennung, als Vuillaume, wegen eines Jugendſtreiches, in Toul auf drei Tage in's Gefängniß geſetzt wurde. In der erſten Nacht, welche auf den erſten dieſer Tage folgte, wurde ſeine Frau, zu Bulligny, ihrem Wohnort, umgebracht. Die Umſtände ſind merkwürdig. Es war der 11. Februar; ſie hatte bei einer Nachbarin bis 11 Uhr gearbeitet. Als ſie nach Hauſe kam, brachte ſie ihre Tochter, ein Kind aus der erſten Ehe, zu Bette, und ſagte ihr, ſie werde gleich nachfolgen. Das Kind ſchlief ein. Bei ſeinem Erwachen ſah es die Mutter nicht, aber auch ſonſt nichts im Hauſe in Unordnung. Die Nachbarn werden herbei gerufen, ſuchen überall, erblicken in dem Brunnen eines benachbarten Hauſes ein Kopfzeug oben auf ſchwimmen, ſteigen hinunter und finden den Leichnam

mit einer leichten Verletzung am Halſe, die aber gar nicht tödtlich war. Sie hat ſich alſo höchſt wahrſcheinlich ſelbſt erſäuft. Vuillaume war unterdeſſen im Gefängniß. Einer ſeiner Feinde beſchuldigt ihn des Mordes und nimmt das Publikum gegen ihn ein. Um ſeine Frau zu erwürgen, ſoll er aus dem Gefängniß entkommen ſein, in der Nacht, bei dem ſchrecklichſten Wetter, in fünf oder ſechs Stunden ſechs Meilen gemacht haben; man nimmt an, daß die Frau ſich gar nicht gewehrt, gar nicht geſchrien, weder ihr Kind noch die Nachbarn aufgeweckt hat; man nimmt an, daß, ob ſie gleich ſehr groß und ſtark war, ſie ſich aus ihrem Hauſe bis zu dem Brunnen des Nachbars habe ſchleppen laſſen, ohne irgend eine Spur dieſer Gewaltthätigkeit zu hinterlaſſen.

Trotz aller dieſer Unmöglichkeiten, trotz der Beweiſe, daß Vuillaume das Gefängniß nicht verlaſſen; trotz des gänzlich mangelnden Verdachts der nothwendigen Mitwiſſenſchaft des Kerkermeiſters, wird der Unglückliche, auf zwei widerſprechende Zeugniſſe und die Klatſchereien einiger Gevatterinnen, welche bisweilen Zeugen der ehelichen Zwiſtigkeiten geweſen waren — zum Tode verurtheilt. Er appellirte an eine andere Jury, und es iſt zu hoffen, daß dieſe weniger verblendet geweſen.

* * *

Der neueſte Band der Annales dramatiques erzählt: Der große Sänger Farinelli kam nach Spanien, als Philipp V. verrückt war, ganze Wochen und Monate im

Bette lag, ſich den Bart nicht abnehmen ließ und mit Niemanden ein Wort ſprach. Vergebens hatte die Königin ſchon alle Mittel verſucht, um ihn zu heilen. Jetzt beſchloß ſie, die Macht der Tonkunſt an ihm zu prüfen, die ſonſt immer große Gewalt über ihn gehabt hatte. Farinelli wurde zu einem Konzert geladen, und gebeten, ſeine ſchönſten, rührendſten Arien zu ſingen. Der König ſchien anfangs überraſcht, nach und nach bewegt, und, nach Endigung der zweiten Arie, ließ er den Sänger in ſein Zimmer kommen, überhäufte ihn mit Liebkoſungen, erſuchte ihn noch einmal zu ſingen, wurde entzückt, als Farinelli dieſes Mal ſich ſelber übertraf, verlangte, er ſolle ſich eine Gnade ausbitten, verſichernd, daß er ihm nichts abſchlagen werde.

Da bat Farinelli, von der Königin unterrichtet, daß Se. Majeſtät geruhen wollen, ſich den Bart ſcheren und ankleiden zu laſſen, um wieder im geheimen Rath zu erſcheinen. Der König folgte ihm. Seitdem verminderte ſich die Krankheit mit jedem Tage; der Sänger wurde dem Monarchen unentbehrlich; er machte ihn zum Ritter und gab ihm eine Penſion von achtzig tauſend Franken. (Dem Herausgeber iſt auch ein Beiſpiel bekannt, wo ein, die Muſik liebendes Frauenzimmer, welches im Wochenbette wahnſinnig geworden, nach vielen vergeblich gebrauchten Mitteln, zum erſten Male wieder gleichſam aus einem tiefen Schlummer erwachte, als der Arzt im Nebenzimmer, bei offenen Thüren, eine ihrer Lieblingsſonaten auf dem Flü-

gel ſpielen ließ. Sie hatte ſeit mehreren Wochen kein Wort geſprochen und immer vor ſich hingeſtarrt. Kaum vernahm ihr Ohr die erſten Töne, als Leben in ihre Augen kam, ſie ſich freundlich aufrichtete, ſtill zuhörte, und endlich ausrief: Ach! wie ſchön!)

* * *

Auf der Akademie zu Pavia hat unſer Landsmann, Herr Hager, Profeſſor der orientaliſchen Sprachen daſelbſt, eine Abhandlung über die orientaliſche Buſſole (memoria sulla Bussola orientale) vorgeleſen. Ueber die Erfindung des Kompaſſes gibt es die widerſprechendſten Behauptungen. Einige wollen, ſie ſei im Orient ſchon ſeit zwei tauſend Jahren bekannt geweſen; Andere, ſie rühre von einem Bürger von Amalfi her, und ſei bei weitem nicht ſo alt. Die Ehre dieſer wichtigen Erfindung wird wechſelsweiſe den Chineſern, Arabern, Italiänern, Engländern, Deutſchen und Franzoſen zugeſchrieben; die Beweiſe ſind aber lauter Vermuthungen, ausgenommen die für die Chineſer. Es erhellt, nach Hager's gelehrten Forſchungen, aus ihrer Geſchichte, Sprache, Philoſophie, Religion, Aſtronomie, ja ſogar aus ihren Sitten und Gebräuchen, daß ſie auf unſerm Erdboden die älteſten Beſitzer des Kompaſſes ſind, ſo wie ſie auch das Schießpulver, die Buchdruckerkunſt und das Porzellan zuerſt erfunden haben. Von ihnen bekamen vermuthlich die Araber den Kompaß, denn ſie handelten ſchon im neunten Jahr-

hundert nach China. Die Amalfitaner, die schon vor den Kreuzzügen in Syrien, Egypten und Palästina Handel trieben, konnten ihn von den Arabern entlehnen. Er war anfangs sehr unvollkommen, und bestand noch im dreizehnten Jahrhundert blos aus einer kleinen eisernen, magnetisirten Platte, welche auf dem Wasser schwamm.

* * *

Ein Gelehrter, dessen Fleiß und Beharrlichkeit man bewundern muß, hat einen Versuch über das bekannte Hazardspiel trente-un geschrieben, wo er in tausend und vier und zwanzig Taillen den Spieler lehrt, wie er gewinnen könne und werde. Um diese großen Wahrheiten zu begründen, hat er die ungeheure Geduld gehabt, 60,000 Taillen auf seine eigene Hand durchzuspielen, welche ungefähr aus einer Million und 560,000 Abzügen bestehen und einer Zeit von etwa vier Jahren bedürfen. Aus diesen kostbaren Materialien hat er seine Berechnungen zusammengesetzt, und der Spielerwelt, durch ein Opfer von vier Jahren, eine der größten Wohthaten erzeigt. Wenn dieser Mann einst vor Gott erscheint, um von dem Gebrauch seiner Zeit Rechenschaft zu geben, so wird er sonder Zweifel die Engel ersuchen, einen großen Spieltisch vor den Richterstuhl zu setzen, und dann, zum Erstaunen der himmlischen Heerscharen, seine sechzigtausend Taillen auskramen.

* * *

Wir haben Palliſot's Werke erhalten. In den beigefügten Memoiren ſeines Lebens erklärt er den Haß der Philoſophen gegen ihn, der durch ſein Luſtſpiel: die Philoſophen und durch ſeine Dunciade veranlaßt wurde.

„Der Rath zu Nancy," ſagte er, „verlangte von mir, zu Eröffnung eines neuen Theaters, ein kleines Stück, welches als Vorſpiel zu den Feierlichkeiten dienen ſollte, die bei Gelegenheit der Einweihung der Bildſäule Ludwig XV. veranſtaltet waren. Dies Stück, es hieß der Zirkel, wurde auf Befehl des Königs Stanislaus und in deſſen Gegenwart aufgeführt. Es kam eine Perſon darin vor, die den berühmten Bürger von Genf (Rouſſeau) bedeutete. Man weiß, daß zwiſchen ihm und dem Publikum, wegen einiger ſeiner Paradoxen, eine Art von Krieg ausgebrochen war. Dieſe Paradoxen machte mein Luſtſpiel lächerlich, keineswegs ſeine Perſon oder ſeine Sitten. Die nämlichen Philoſophen, die nachher ſeine grauſamſten Feinde geworden ſind, waren damals ſeine enthuſiaſtiſchen Verehrer. Sie ließen dem Könige von Polen eine heftige Klagſchrift gegen mich einreichen, unter dem Vorwand, Rouſſeau zu rächen. Ich erlaubte mir keine andere Vertheidigung, als die Herausgabe meiner kleinen Briefe über große Philoſophen, in welchen ich die Ränke aufdeckte. Dieſe Briefe wurden viel und gern geleſen. Daher die Animoſität, mit welcher dieſe Herren mich beehrt haben und noch beehren. — Die kleinen ſchönen Geiſter, die ſich an jene hochmüthige Sekte anlehnten, um doch auch

[illegible]

[illegible]

* * *

[illegible] Herz für einen solchen Kanal, denn sie verbergen es mit großer Sorgfalt.

* * *

Die afrikanischen Damen haben ganz andere Begriffe von der Schönheit als die europäischen, die sich des Fischbeins und der Gürtel bedienen, um ihre Busen so hoch

als möglich unter das Kinn hinauf zu drängen. Jene hingegen, wenn ſie ſechzehn oder ſiebzehn Jahre alt ſind, binden den Buſen an Stricke und ziehen ihn herunter, ſo daß er bisweilen bis auf die Knie hängt. Ein Liebhaber folglich, der ſich ihnen zu Füßen wirft, kann zugleich ſeine Lippen auf ihren Buſen drücken.

Inhalt.

	Seite
Reise des Grafen Johann Potozky nach Astrachan und in die umliegenden Gegenden im Jahre 1797	9
Die Memoiren des Prinzen Friedrich Heinrich von Oranien	97
Testamente	103
Die Halb-Insel jenseit des Ganges	106
Die Göttin Magada und der Gott Schwerdt	123
Historisches Gemälde der Nationen	126
Eine alte Vertheidigung der Juden	128
Ueber die Stadt Nola und die Erfindung der Glocken nach Swinburn	144
Bruchstücke aus Bayle's historischer Abhandlung über die Schmähschriften	146
Turgot's Werke	165
Geschichte und Theorie der Sündflut des Ogyges oder Noah und des Unterganges der Atlantis	170
Die Einwohner der Insel Formosa	174
Das Schicksal	177
Ueber den Begriff von Zeitgeist	179
Bagdad	184
Frankreichs alte Fahnen	190
Die englische Seemacht	194
Die Ausbreitung des Christenthums ohne Wunder	208
Die Amazonen	233
Quodlibet	240

Gedruckt bei J. P. Sollinger.

70711995

eine Exiſtenz zu haben, erſchienen als Hilfstruppen. Auf dieſe Weiſe entſtanden meine Luſtſpiele, die Philoſophen, 1760, und die Dunciade vier Jahre ſpäter. — So viele Neckereien und Verdruß flößten mir endlich Geſchmack für die tiefſte Einſamkeit ein. Schon in der Stadt lebte ich als Einſiedler, jetzt zog ich mich 1763 auf das Land zurück.“

(Wohl iſt eine ländliche Einſiedelei der ſicherſte Aufenthalt, wo alle die ſtumpfen oder vergifteten Pfeile von der Bruſt desjenigen abprallen, der im Schatten eines Baumes unter ſeinen Kindern oder ſeinen Büchern ruht.)

* * *

Ein alter Reiſender, Cadamoſto, erzählt von den Azanaghis, einer afrikaniſchen Nation, einen ſonderbaren Gebrauch. Sie wickeln ſich ein Tuch um den Kopf, welches ihnen Naſe und Mund bedeckt, weil beide ſehr unreine Kanäle wären, und eben ſo ſorgfältig verſteckt werden müßten, als andere Theile des Körpers, die man in civiliſirten Ländern zu verhüllen pflegt. Faſt ſollte man glauben, die Europäer hielten das Herz für einen ſolchen Kanal, denn ſie verbergen es mit großer Sorgfalt.

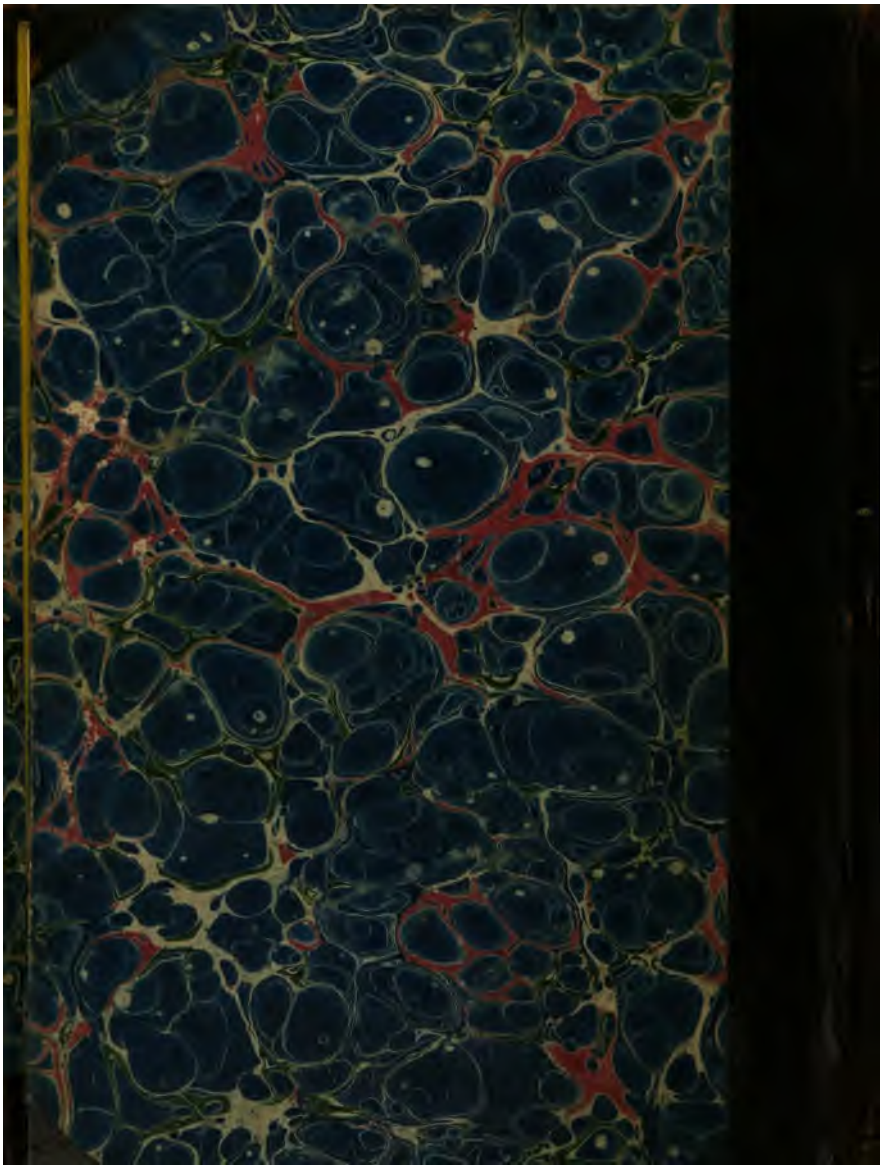
* * *

Die afrikaniſchen Damen haben ganz andere Begriffe von der Schönheit als die europäiſchen, die ſich des Fiſchbeins und der Gürtel bedienen, um ihre Buſen ſo hoch

als möglich unter das Kinn hinauf zu drängen. Jene hingegen, wenn ſie ſechzehn oder ſiebzehn Jahre alt ſind, binden den Buſen an Stricke und ziehen ihn herunter, ſo daß er bisweilen bis auf die Knie hängt. Ein Liebhaber folglich, der ſich ihnen zu Füßen wirft, kann zugleich ſeine Lippen auf ihren Buſen drücken.

Inhalt.

	Seite
Reise des Grafen Johann Potozky nach Astrachan und in die umliegenden Gegenden im Jahre 1797	9
Die Memoiren des Prinzen Friedrich Heinrich von Oranien	97
Testamente	103
Die Halb-Insel jenseit des Ganges	106
Die Göttin Magaba und der Gott Schwerdt	123
Historisches Gemälde der Nationen	126
Eine alte Vertheidigung der Juden	128
Ueber die Stadt Nola und die Erfindung der Glocken nach Swinburn	144
Bruchstücke aus Bayle's historischer Abhandlung über die Schmähschriften	146
Turgot's Werke	165
Geschichte und Theorie der Sündflut des Ogyges oder Noah und des Unterganges der Atlantis	170
Die Einwohner der Insel Formosa	174
Das Schicksal	177
Ueber den Begriff von Zeitgeist	179
Bagdad	184
Frankreichs alte Fahnen	190
Die englische Seemacht	194
Die Ausbreitung des Christenthums ohne Wunder	208
Die Amazonen	233
Quodlibet	240

Gedruckt bei J. P. Sollinger.

70711995